

Samirah Kenawi

Falschgeld

**Die Herrschaft des Nichts
über die Wirklichkeit**

Online-Ergänzung

Die im Buch gekürzte „Geschichte des Geldes“ ist kostenlos als Internetangebot nutzbar.

Es handelt sich hier um Teile des unlektorierten Originalmanuskripts.

Auch die hier veröffentlichten Online-Inhalte unterliegen dem Urheberrecht.

Nachdruck, auch auszugsweise, Online-Veröffentlichungen, auch auszugsweise, sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlags zulässig.

Samirah Kenawi

Falschgeld

Die Herrschaft des Nichts über die Wirklichkeit

Erstausgabe, EWK-Verlag – Kühbach-Unterbernbach, Oktober 2009

Verlag, Satz, Covergestaltung: EWK-Verlag, Kühbach Unterbernbach

Druck und Gesamtherstellung: Schaltungsdienst Lange OHG, Berlin

© E.W.K. ...der Unternehmerberater e.K., Kühbach-Unterbernbach

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages.

Inhalt

3.	Wozu Geschichte? <i>Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen</i>	4
4.	Entwicklung des Münzgeldes	5
4.1	„Prestigegeld“ <i>Wertvolle Geschenke – verschenkte Wertsymbole</i>	6
4.2	Geschenkwirtschaft <i>Der Mensch – eine sozioökonomische Einheit</i>	8
4.3	Nutzgeld <i>Ökonomische Wertmaßstäbe der Naturalwirtschaft</i>	9
4.4	Gerätegeld <i>Tauschmittel auf überregionalen Märkten</i>	11
4.5	Hortfunde <i>Vergrabene Schätze – Sinnbild nutzloser Arbeit</i>	12
4.6	Kümmerformen <i>Vom Warenwert zum Wertsymbol</i>	15
4.7	Barrengeld <i>Auflösung der Wertäquivalenz zwischen Geld und Ware</i>	16
4.8	Münzgeld <i>Der Staat als Wertgarant</i>	17
5.	Münzwert <i>Das Verschwimmen der Wertkategorien</i>	20
6.	Münzerfolg <i>Naturalwirtschaft als Stabilisator</i>	22
7.	Münzversagen <i>Staatskrise infolge Geldentwertung</i>	24
8.	Entstehung des Kreditgeldes	26
8.1	Wechsel <i>Das Papiergeld der Kaufleute, eine Dienstleistung auf dem Papier</i>	27
8.2	Zinsverbot <i>Ein Tabu wird zum Entwicklungstreibstoff</i>	29
8.3	Rückwechsel <i>Verwirrspiel zur Verschleierung des Kreditzinses</i>	31
8.4	Indossament – Wechselübertragung <i>Beginn der Emanzipation des Geldes von der Münze</i>	32
8.5	Kreditfalle <i>Ablösung an der Geldpresse – das Patriziat als neuer Geldschöpfer</i>	35
8.6	Golddepotscheine <i>Mehr Schein als Sein – Loslösung des Bargeldes vom Edelmetall</i>	40
8.7	Banknoten <i>Fiktive Deckung durch Staatsschulden</i>	43
8.8	Schatzwechsel und Aktien <i>Staatsentschuldung durch Schuldscheinhandel</i>	45
8.9	Doppelte Buchführung <i>Aus zwei Seiten einer Medaille werden zwei Medaillen aus einer Seite</i>	49
8.10	Zentralbank <i>Von der Notenbank zum zweistufigen Bankensystem</i>	54
8.11	Goldstandard <i>Der Fluch des Goldes oder der Preis der Götzenanbetung</i>	55
8.12	Papiergeld <i>Entfesselte Schuldscheine oder Devisenstandard und Petrodollar</i>	59
8.13	Kleingeld <i>Alte Erscheinung und neues Wesen des Bargeldes</i>	62
8.14	Buchgeld <i>Die doppelte Befreiung des Geldes von der Arbeit</i>	63
9.	Geldstoff <i>Die Entmaterialisierung des Zahlungsmittels</i>	66
10.	Machtwechsel <i>Die politischen Folgen der verlorenen Geldhoheit</i>	67

3. Wozu Geschichte?

Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Johann Wolfgang von Goethe¹ (1819)

Die moderne Verhaltensforschung hat uns gelehrt, dass die Menschen weder die Sprache, noch das Werkzeug erfunden haben. Wir kennen Tiere, die das eine und/oder das andere benutzen. Was wir Menschen jedoch mit Sicherheit als einzige besitzen, ist die Schrift sowie die Fähigkeit aus Texten und Sachfunden Vergangenheit zu rekonstruieren. Weil wir gelernt haben, auf das Wissen und die Erfahrungen unser Vorfahren in einem Umfang aufzubauen, der weit über mündliche Überlieferungen hinausgeht, wurde die Menschheit zu dem, was sie heute ist. Eine Spezies, die nicht nur durch eigene Beobachtungen, sondern auch durch das Verwenden der Erfahrungen unserer Vorfahren gelernt hat, die allgegenwärtigen Naturgesetze zu verstehen und zu nutzen. Sehr viel schwerer tun wir uns hingegen mit der Beobachtung der menschlichen Gesellschaft und der Untersuchung ihrer Gesetze. Eine Ursache hierfür ist zweifelsfrei die größere Nähe zum Untersuchungsgegenstand. Doch unser Problem mit der Geschichte liegt weniger daran, dass wir, anders als bei der Beobachtung der Natur, bei der Untersuchung von Gesellschaft Objekt und Subjekt in einem sind. Vielmehr dient das offizielle Geschichtsbild stets dazu, die gegenwärtig bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse als bestmögliche, ewig fortdauernde Verhältnisse darzustellen. Dadurch erscheint es ausreichend, Störungen nur symptomatisch und nicht ursächlich zu beheben.

So wie man durch Kenntnis der physikalischen und chemischen Gesetzmäßigkeiten verschiedenste Maschinen bauen und diese sehr unterschiedlich nutzen kann, so lassen sich durch Kenntnis der ökonomischen wie der psychosozialen Gesetzmäßigkeiten der menschlichen Gesellschaft verschiedene Gesellschaftsordnungen schaffen. Genau wie eine Maschine jedoch nur dann in der gewünschten Weise funktioniert, wenn man bei ihrem Bau die durch lange Beobachtungen erkannten, unabänderlichen Naturgesetze berücksichtigt, bleibt eine Gesellschaft nur dann langfristig stabil, wenn ihre innere Ordnung den jeweils geltenden psychosozialen wie ökonomischen Regeln Rechnung trägt. Doch um diesen Rechnung tragen zu können, muss man sie kennen. Nun sind über gesellschaftliche Probleme und Vorschläge diese zu ändern schon ganze Bibliotheken vollgeschrieben worden. Wenn dieser Bücherberg durch dieses Buch vergrößert wird, dann, weil über das Geld als Mittel zur Organisation menschlicher Gesellschaften bisher kein ausreichender historischer Beitrag existiert. Ohne einen umfassenden historischen Blick auf das Geld und seine Entwicklung, bleibt uns das Wesen des Geldes in entscheidenden Punkten verborgen. In Unkenntnis dieses Wesens verkennen wir die Ursachen der Geldkrisen.

Geld, das seit Jahrtausenden ein Mittel zur Organisation der Umverteilung innerhalb der Gesellschaft ist, hat im Laufe seiner Entwicklung zunehmend an Bedeutung gewonnen. Zwar gibt es auch heute noch Menschen in ländlichen Regionen, die größtenteils ohne Geld auskommen, doch da erstmals in der Menschheitsgeschichte mehr Menschen in Städten als auf dem Land leben, wird Geld für immer mehr Menschen zu einem wesentlichen Mittel für ihre Bedürfnisbefriedigung. In dem Maße, in dem Bedürfnisbefriedigung Geld erfordert, werden die gesellschaftlich verfügbaren Möglichkeiten zur Geldbeschaffung für uns maßgeblich.

Geldbeschaffung prägt unsern Alltag, bestimmt einen Teil unseres Denkens und Handelns. Für gewöhnlich sehen wir Arbeit als Weg zur Geldbeschaffung an. Doch allein die wachsenden Arbeitslosenzahlen machen deutlich, dass es auch andere Möglichkeiten des Gelderwerbs geben muss. Längst halten wir das Beantragen sozialer Transferleistungen zum Gelderwerb für selbstverständlich. Historisch gesehen ist dies jedoch eine relativ neue Entwicklung, deren Ursachen vielleicht auch in der Struktur des Geldes selbst zu finden sind. Dass es Menschen gibt, für die Raub oder Glücksspiel die einzigen Methoden der Geldbeschaffung darstellen, betrachten wir meist als bedauerliche Ausnahmen. Wer den Umfang des organisierten Verbrechens in den Blick nimmt, das Wesen des Börsenhandels versteht oder die zunehmende Spielsucht zu Kenntnis nimmt, muss feststellen, dass diese Formen der Geldbeschaffung keineswegs unbedeutende Randerscheinungen darstellen, wie wir gern glauben möchten.

Die zweifellos bedeutsamste Geldquelle wird jedoch überhaupt nicht als solche wahrgenommen – der Kredit. Damit ist nicht der Kredit des Häuslebauers gemeint, den dieser über Jahre oder Jahrzehnte hinweg mühsam abzahlt, also nachträglich abarbeitet. Damit sind all jene Kredite gemeint, die zwecks Geldbeschaffung aufgenommen und niemals zurückgezahlt werden. Ganz gleich, wofür der Kreditnehmer das Geld ausgibt, er hat durch einen Kredit, den er nicht zurückzahlt, Geld erhalten, ohne vorher oder nachher dafür gearbeitet zu haben. Wir machen uns kein Bild davon, welchen Umfang diese Art der Geldbeschaffung inzwischen angenommen hat. In gewissem Sinn kann man das so beschaffte Geld als Falschgeld bezeichnen.

Dass man Geld in großem Umfang erwerben kann, ohne dafür arbeiten zu müssen, wird in den unzähligen Büchern über das Geld nicht erwähnt. Dort wird vielmehr der Mythos gepflegt, dass Geld ein allgemeines Arbeitsentgelt ist. Tatsächlich muss jedoch nur ein Teil der Menschheit für Geld arbeiten, der andere kennt Mittel und Wege, um sich Geld ohne Arbeit zu verschaffen.

Solche Mittel und Wege existieren, seit es Geld gibt. Sie haben sich allerdings in dem Maße verändert, in dem sich der Ursprung des Geldes verändert hat. Sie gewinnen in dem Maße an Bedeutung, in dem Geld für den Austausch von Waren und Leistungen notwendig ist. Weil Geld heute so wichtig für die elementare Bedürfnisbefriedigung ist, bestimmt es die innere Ordnung unserer Gesellschaft. So sinnvoll uns die Ausweitung der Geldwirtschaft erscheinen mag, müssen wir durch einen Blick hinter die Kulissen des Geldes jedoch erkennen, dass die Ausweitung der Geldwirtschaft vor allem einer Ausweitung des Falschgeldes geschuldet ist.

Es waren und sind immer diejenigen, die sich Geld auf anderem Weg als durch Arbeit beschaffen können, die eine Ausweitung der Geldwirtschaft erzwungen haben. Unter anderem, weil sie durch ihre Geldvermehrung in der Lage waren, alles zur Ware zu machen. In der Folge drang das Geld praktisch in jeden Winkel der Gesellschaft ein. Es drängte sich zwischen jede gesellschaftliche Beziehung und machte aus dieser ein Geschäft. Weit mehr als das Geld hat demnach das Falschgeld die Gesellschaft geformt. Um diese Entwicklung und unsere Blindheit dem Falschgeld gegenüber zu verstehen, muss man die Geschichte des Geldes kennen, denn sie umfasst zwei bedeutende Wesensänderungen.

Bezeichnenderweise erfahren wir in den zahllosen Büchern über die Geschichte des Geldes nichts über das Wesen und die Wesensänderungen des Geldes. Diese beschränken sich vielmehr darauf, uns eine Geschichte der Erscheinungsformen des Geldes zu erzählen. Die Geldentwicklung erscheint darin auf Veränderungen des Geldmaterials, der Münzbilder und der Sicherheitsmerkmale der Geldscheine etc. reduziert. Tatsächlich sind dies jedoch mehr oder weniger unwesentliche Nebenaspekte des Geldes. Die eigentliche Geschichte des Geldes umfasst statt dessen die Regeln der Geldschöpfung und die Möglichkeiten der Geldbeschaffung. Diese Aspekte geraten allerdings nur selten in den Blick der Forschung, denn diese Wesensänderungen des Geldes vollziehen sich stets in einer Vielzahl kleiner, fast unmerklicher Schritte.

Weil der Gesamtprozess einer Änderung gewöhnlich mehrere Jahrhunderte umfasst, fällt es leicht, ihn in einer die gegenwärtigen Verhältnisse legitimierenden Forschungen außen vor zu lassen. Eine langfristige Stabilisierung unserer Geld- und Währungsverhältnisse erfordert indessen eine umfassende Kenntnis der Geldgeschichte. Diese Jahrtausende lange Geschichte nachzuzeichnen und hinter den zeitlich weit auseinanderliegenden Ereignissen schleichende, aber letztlich grundlegende Veränderung des Wesens des Geldes zu erkennen, erfordert nicht nur beim Schreiben, sondern auch beim Lesen einen langen Atem. Doch die Entstehung und Funktionsweise unseres heutigen Geldsystems lässt sich nur als Folge einer Jahrtausende währenden Entwicklung begreifen.

4. Entwicklung des Münzgeldes

Gewöhnlich wird die Geschichte des Geldes als eine Geschichte des Münzgeldes erzählt, was jedoch die wesentliche Frage offen lässt, wie es überhaupt zur Entstehung des Münzgeldes kam. Auf diese bisher nur unzureichend geklärte Frage, wird hier eine Antwort gegeben, die die Geldentwicklung erstmals als Kontinuum erscheinen lässt.

Wichtig ist das Nachzeichnen der in grauer Vorzeit, d.h. lange vor der ersten Münze, einsetzenden Geschichte des Geldes auch, weil mit der Geldentwicklung eine Entwicklung von Wertbegriffen verbunden ist. Unsere Vorstellungen von Geld sowie unsere Wertbegriffe haben wir vielfach unhinterfragt aus einer mehr oder weniger unbekanntem Vergangenheit übernommen. Einige dieser Ideen erweisen sich als lange tradierte, folgenschwere Irrtümer.

Einer dieser Irrtümer besteht darin, Falschgeld als Resultat unautorisierter Geldschöpfung anzusehen. Falschgeld wurde und wird jedoch überwiegend von autorisierten Geldschöpfern geschaffen. Dabei bleibt unberücksichtigt, dass sich die Geldschöpfer stets selbst autorisiert haben. Ob Gottkönig, Tyrann, Senator, Kaiser oder moderner Banker, sie alle haben sich eigenmächtig zu den einzig legitimen Geldschöpfern aufgeschwungen. Tatsächlich waren sie alle Geldfälscher.

4.1 „Prestigegeld“

Wertvolle Geschenke – verschenkte Wertsymbole

Die Geschichte der Entstehung des Geldes ist also nicht die Geschichte der Entwicklung der Tauschwirtschaft. Das Geld ist älter als die Tauschwirtschaft.

Wilhelm Gerloff² (1947)

Gerloffs These klingt paradox. Wie kann es Geld geben, wenn noch keine Waren existieren, die man dafür kaufen kann? Es kann sich hier nicht um Geld in unserem Sinne, also Geld als universelles Kaufmittel für Waren handeln. Der Widerspruch löst sich, wenn wir betrachten, was mit Prestigegeld gemeint ist und worauf sich Gerloffs These stützt.

Als Prestigegeld werden Objekte bezeichnet, deren Besitz dem Eigentümer Prestige und damit einen entsprechend hohen sozialen Status verschaffte. In der Frühgeschichte der Menschheit waren dies vor allem Schmuckstücke, aber auch Werkzeuge und Waffen. Diese Prestigeobjekte werden in einem späteren Stadium der Menschheitsgeschichte offensichtlich als Geld genutzt. Der unzulässige Schluss, dass sie schon immer Geld waren, hat dazu geführt, dass man aus ihrem ersten Auffinden in steinzeitlichen Gräbern schloss, dass es bereits Geld gab, als die Menschen noch als Nomaden lebten und Warenhandel infolge des Fehlens von Waren noch nicht existieren konnte.

So hat die später allgemeine Nutzung von Kaurimuscheln als Geld, die für Asien, Afrika, Europa und auch Amerika nachgewiesen ist³, dazu geführt, dass man meint, die bereits in den ersten in Gräbern gefundenen Muscheln als Geld betrachten zu können. Doch ob es sich bei den vor mehr als 10 000 Jahren ins Grab gelegten Muscheln⁴ tatsächlich um erstes Geld handelt, ist zweifelhaft. Wahrscheinlicher ist es, dass man mit Kaurimuscheln vor 10 000 Jahren *noch nicht* bezahlen konnte, so wie man heute mit ostdeutschen Aluchips *nicht mehr* bezahlen kann. *Die Geldfunktion eines Zahlungsmittels ist stets an konkrete Orte und Zeiten gebunden. Die Erscheinungsform des regional verwendeten Zahlungsmittels unterliegt der Mode. Was heute Geld ist, muss morgen nicht mehr Geld sein, so wie das Geld von gestern heute mehr oder weniger wertlos ist. Es gibt kein Geld per se, nicht einmal Gold ist immer und überall Geld gewesen. Geld ist immer nur, was auf dem Markt als Tausch- bzw. Zahlungsmittel akzeptiert wird. Geld erfordert in jedem Fall einen Markt, auf dem Waren käuflich sind.*

Muscheln waren Schmuck, bevor sie Geld wurden, genauso wie Bernsteine, Federn oder besondere Steine. Sie wurden Geld, weil sie bereits als Schmuck begehrt waren und deshalb ideellen Wert besaßen. Letztlich ist jeder Wert ideell, weil Wertschätzung immer aus individuellem Begehren folgt. Werte können infolgedessen konstruiert werden, indem durch psychische oder physische Beeinflussung (z.B. durch Medien oder Suchtmittel) Begehren erzeugt wird.

Was das Verständnis der Frühgeschichte des Geldes so schwer macht, ist der Umstand, dass sich das Begehren des steinzeitlichen Menschen auf Dinge richtete, deren Wert wir heute nicht nachvollziehen können. Gemeint sind Imponierstücke wie das Steingeld der Insel Yap.

Das Steingeld der Insel Yap

Auf der Südseeinsel Yap dienten durchbohrte Steinscheiben als Geld, deren Durchmesser Mannshöhe übersteigen konnte.⁵ Der Wert der Steine ergab sich aus den Mühen der Herstellung der Steine sowie deren Transport. Je größer der Stein, den jemand zu schlagen und 400 Meilen in einem kleinen Boot zu transportieren vermochte, desto imposanter. Es ist jedoch irrig in ihnen von Anfang an Geld erkennen zu wollen. Die lange Zeit als Prestigeobjekte gehorteten Steine wurden erst von den Kolonialherren zu Kreditmitteln und damit indirekt zu Zahlungsmittel gemacht. Indem die im Auftrag der Kolonialherren reisenden Kapitäne sich den Transport der Steine auf ihren Schiffen mit Kokosnüssen bzw. Kokosnussmus (Kobra) bezahlen ließen, tauschten sie den Steintransport gegen Waren ein. Da der Transport Voraussetzung für den Besitz der Steine war, ergab sich aus den Transportkosten ein ökonomischer Steinwert. Weil den Steinen durch die Kolonialherren so ökonomischer Wert zugeordnet wurde, konnten sie zu Wertübertragungsmitteln werden. Erst durch die Kopplung eines bestimmten Ertrages an Kokosnüssen an den Steintransport wurde aus den Prestigeobjekten ein Zahlungsmittel. Das Prestigebedürfnis brachte die Yapanesen so dazu, Kokosnüsse zu ernten und zu Mus bzw. zu Öl zu verarbeiten.

Erst im Handel mit den Kolonialherren wurden die Steine, die Jahrhunderte oder Jahrtausende lang bloße Prestigeobjekte gewesen waren, zu Geld. Erst das Zusammentreffen von archaischen Sozialstrukturen und modernen Austauschformen machte aus den sozialen Wertobjekten ökonomische Zahlungsmittel. Durch die Kolonialherren erfuhren die Steine eine Funktionsveränderung, weil es ihnen gelang, das Streben der Einheimischen nach ihren

traditionellen Prestigeobjekten zu nutzen, um jene zur Warenproduktion zu motivieren. Die Steine wurden im Handel – Steintransport gegen Kobra – zum Wertvermittler, also zu Geld.

Den Wert dieser Steine zu erklären, ist nicht leichter oder schwerer als den Federschmuck eines Pfau zu erklären. Schon Darwin hatte Schwierigkeiten, die für den Balzerfolg notwendige, im Alltag jedoch oft hinderliche Körperteile wie den Flug erschwerende Federtrachten oder übergroße Geweihe aus einer das Überleben sichernden Anpassung an die Umwelt zu erklären. Ein Teil der tierischen und menschlichen Entwicklungen entziehen sich dem Nützlichkeitsdenken. Inzwischen haben auch die Ökonomen erkannt, dass der Mensch nicht nur ein *homo oeconomicus* ist, sondern in vielem einfach seinem Spieltrieb folgt. Zu dieser spielerischen Seite gehört auch das Schönheitsempfinden. Über Schönheit kann man bekanntlich nicht streiten. Mode entzieht sich rationalen Erklärungsversuchen. Ihre Macht liegt in der sozialen Akzeptanz, die sie verschafft und dem sozialen Status, den sie ermöglicht. Allein Mode und soziales Prestigedenken gestatten uns den Wert von Prestigeobjekten abzuschätzen.

Die Geschichte der veränderten Nutzung der Prestigeobjekte gibt interessante Einblicke in die Entwicklung der menschlichen Wertvorstellungen. Der entscheidende Wandel setzt dabei vor etwa 10 000 Jahren in Mesopotamien ein. Die allmähliche Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht, die als neolithische Revolution bezeichnet wird, läutete das Ende des menschlichen Nomadenlebens und damit einen tiefgreifenden Wertewandel ein. Vordem waren die menschlichen Gemeinschaften kleine, durch verwandtschaftliche Bindungen zusammengehaltene, wandernde Gruppen. Darüber hinaus gab es lockere Bindungen zu anderen Gruppen. Innerhalb der Gruppen gab es eheähnliche Partnerschaften und wechselnde Bündnisse. Zwischen verschiedenen Gruppen schwankte das Verhältnis zwischen Freundschaft infolge wechselseitiger „Heiraten“ und Feindschaft infolge Nahrungskonkurrenz. Gruppeninterne Bündnisse und gruppenexterne Freundschaften waren etwas, das immer wieder neu geschaffen werden musste.

Dabei spielten Geschenke eine wichtige Rolle. Sie dienten zur Versicherung von Partnern innerhalb der Gruppe und zum Aufbau bzw. zur Pflege freundschaftlicher Kontakte zu anderen Gruppen mit dem Ziel der Brautwerbung oder der Friedensversicherung. Zu diesem Zweck mussten Geschenke beeindrucken. Sie sollten von den Fähigkeiten und der Stärke des Schenkenden Zeugnis ablegen.

Heinrich Schurtz hat deutlich gemacht, dass Schmuck- und Prestigegegenstände Vorformen des Geldes bildeten und vor allem soziale Aufgaben erfüllten. Er bezeichnet sie als Zeichengeld⁶, weil sie keinen eigentlichen Wert im Sinne eines Gebrauchswertes besitzen⁷, sondern Wertsymbol, bzw. Wertzeichen sind. Gerloff nennt diese Tauschmittel Symbolgeld⁸.

Neben Schmuckstücken von denen bereits im Paläolithikum – lange vor der vor etwa 10 000 Jahren einsetzenden neolithischen Revolution (der Entstehung des Ackerbaus) – manche erstaunlich weit von ihren Ursprungs-orten entfernt gefunden wurden,⁹ zählten auch Feuersteine – Material für die Werkzeugherstellung – zu diesen frühen Tauschobjekten. Deshalb nimmt Fritz M. Heichelheim an, dass ein

... primitiver Güterumlauf ... unbezweifelbar während des Paläolithikums entwickelt ...¹⁰

war. Doch sieht auch er hierin noch keinen ökonomischen, sondern einen sozialen Tausch. Er glaubt, dass

... derartig differenzierte ... Schmuckstoffe und Gerätematerialien ... bei Heiraten durch Frauenkauf, bei allerlei Festlichkeiten durch magische Schenkregeln ...¹¹

verwendet wurden. Ihre Begehrtheit machte die natürlichen Kleinode zu den ersten Wertgegenständen der Menschheit. Wer sie besaß, konnte anderen imponieren und so Sexual- oder Bündnispartner gewinnen. Hinter diesem sozialen Austausch verbargen sich allerdings auch ökonomische Interessen. Denn in einer nomadischen Gesellschaft ohne Vorratshaltung sind persönliche Bindungen wichtig. Man schenkt, was man heute im Überfluss hat oder doch entbehren kann, in der Hoffnung, morgen wenn man selbst Mangel leidet, beschenkt zu werden. Vor dem Hintergrund der materiellen Bedeutung sozialer Bindungen werden manche Eigentümlichkeiten prämonetärer (vormünzlicher) Geldformen verständlich. Sie erklären sich nicht nur aus einem sozialen Statusstreben, sondern auch aus der ökonomischen Bedeutung von Freundschaft.

Die untrennbare Verbindung zwischen dem sozialen und dem ökonomischen Handeln des Menschen ermöglichte es den Kolonialherren durch geschicktes Nutzen der vorgefundenen sozialen Austauschmittel Prestigeobjekte als Geld zu nutzen.¹² Allein dadurch gelang es ihnen, in einer Welt, in der die Befriedigung der elementaren Lebensbedürfnisse nur geringer Anstrengungen bedurfte und die Ressourcen allgemein zugänglich waren, die Einheimischen zu Lohnarbeit zu motivieren. Dabei verwendeten die Kolonialherren sehr unterschiedliche Strategien, die hier nicht im einzelnen erklärt werden können. Während sie sich auf der Insel Yap den Transport der prestigeträchtigen Steine bezahlen ließen, gelang es ihnen, sich andere traditionelle Zahlungsmittel wie Kaurimuscheln billig zu verschaffen. Andernorts führten sie zu Hause billig produzierte neue Zahlungsmittel wie Perlen oder Alkohol ein. Oder sie machten die von ihnen begehrten Waren wie Kaffee, Tabak oder Zedernholz direkt zu Zahlungsmitteln. Immer aber zerstörten sie mit den traditionellen Wertsystemen auch die sozialen Strukturen in den von ihnen okkupierten Gebieten.

Viele solcherart zunächst missbrauchten und schließlich zerstörten sozioökonomischen Austauschsysteme waren regional begrenzt. Manche, wie Bernstein, bestimmte Muscheln oder Metalle haben hingegen schon früh große Verbreitung gefunden und wurden in großen Gebieten über lange Zeiträume hinweg als sozioökonomischen Austauschmittel akzeptiert, wie Grabfunde beweisen. Dass Metall von Anfang an zu den begehrten Prestigeobjekten gehörte, zeigen die bisher ältesten Kupferfunde aus dem 9. Jahrtausend v.u.Z.¹³

Mit der Entwicklung von Bronze geräten und -waffen tritt allerdings ein neues universelles Tauschmittel in die Welt. Anders als Muscheln, Bernstein oder gediegenes (unverhüttetes) Kupfer ist Bronze ein Produkt menschlicher Arbeit. Durch die Metallverarbeitung erwirbt der Mensch nicht nur die Fähigkeit neue Gebrauchswerte zu schaffen, sondern auch Tauschmittel zu manipulieren. Doch bis dahin ist es noch ein langer Weg.

4.2 Geschenkwirtschaft

Der Mensch – eine sozioökonomische Einheit

Kaufen und Verkaufen kennen sie allerdings nicht: Sie bitten um Hilfe. Großzügigkeit ist die höchste Tugend in Samoa. Man macht Geschenke, damit andere Geschenke machen können.

Gabriele Hoffmann¹⁴ (2001)

Mit der neolithischen Revolution änderte sich das Verhältnis des Menschen zur Natur. Während die Sammlerinnen und Jäger das jeweilige Nahrungsangebot wie ein Geschenk entgegen nahmen, begannen Hackbäuerinnen, Getreidebauern und Hirten Erträge zu erwarten. Das hatte Auswirkungen auf die Beziehungen der Menschen untereinander.

Während für die von der Hand in den Mund lebenden Nomaden Freundschaften und Zweckbündnisse nicht nur von sozialer, sondern auch von entscheidender ökonomischer Bedeutung waren, gewann für die sesshaften Bauern und die semisesshaften Hirten die Bindung an dinglichen Besitz in Form von Boden, Vieh und Nahrungsvorräten an Bedeutung. Sammlerinnen und Jäger suchten schwankendes Sammel- und Jagdglück durch wechselseitige Geschenke auszugleichen, um die Abhängigkeit des Einzelnen vom Glück zu mildern. Für sie waren persönliche Bindungen überlebenswichtig, die durch fortwährende gegenseitige Geschenke gepflegt wurden. Da jedes Geschenk die Aufforderung zu einem späteren Gegengeschenk enthielt, bestand ein kontinuierliches Geflecht gegenseitiger Verpflichtungen. Daraus verstoßen zu werden, war die härteste Strafe, die über einen Nomaden verhängt werden konnte. Sie kam einem Todesurteil gleich.

Die mit der neolithischen Revolution einsetzende allmähliche Auflösung der Sippe¹⁵ durch beginnende Individualisierung muss als Folge ökonomischer Veränderungen gesehen werden. Wenn Nahrungsbeschaffung immer weniger vom täglichen Sammel- oder Jagdglück abhing, sondern ein Clan, eine Familie, ein Individuum über einen gewissen Nahrungsvorrat verfügte, galt es, den Zugang zu den Vorräten auf den Kreis zu beschränken, der an seiner Erzeugung und Bewachung beteiligt war. Wurden in Notzeiten die Bewacher gegenüber den Erzeugern bevorzugt, begannen sich neue soziale Schichten heraus zu bilden. Die Kriegerkaste erhob sich über die Klasse der Bauern.

Doch nicht überall begannen die ökonomischen Verhältnisse die sozialen Beziehungen zu dominieren. In Regionen des Überflusses bildeten sich statt dessen scheinbar unerklärliche Auswüchse der Geschenkwirtschaft heraus, wie das Potlatch der kanadischen Ureinwohner, über das Halliday schreibt:

Gradually the privilege of giving began to be abused and distorted...¹⁶

Das Recht zu schenken wurde zunehmend missbraucht und verdreht...

Das Potlatch stellt eine Art Geschenkwettkampf dar und muss als eine entfesselte Form von Imponiergehabe und Prestigestreben betrachtet werden. Während eines solchen Exzesses wurden die Geschenke des Rivalen öffentlich vernichtet und dieser zugleich mit Gegengeschenken überhäuft, die jener ebenfalls vernichtete. Man kann dies nur als Versuch verstehen, der aus dem Annehmen eines Geschenkes erwachsenen sozialen Verpflichtung zu entkommen. Mit dem Zurückweisen der Geschenke ist zugleich ein Prestigegewinn verbunden, weil sich nur ein starker Clan leisten kann, das durch die Geschenke ausgedrückte Angebot von Freundschaft, Zusammenarbeit oder Frieden abzulehnen.

Im Ritual des Potlatch wird nicht nur die eigene soziale, sondern zugleich die ökonomische Potenz zum Ausdruck gebracht. Denn der Geschenkezerstörer versucht zugleich den Schenkenden durch ein Übermaß an Geschenken zu demütigen. Indem beide die Geschenke des anderen zerstören, deren Nutzung somit demonstrativ zurückweisen, beweisen sie ihre soziale und ökonomische Unabhängigkeit. Genauso zeigen sie durch das Überreichen von Geschenken, von denen sie wissen, dass sie nicht angenommen, sondern zerstört werden, ihre Fähigkeit, ohne erkennbaren Nutzen zu produzieren. Das Potlatch ist nicht zuletzt Ausdruck übersteigerter Ehrbegriff-

fe. Denn am Ende geht es beiden Potlatchgegnern um das Vermeiden von Gesichtverlust. Zum Wahren der eigenen Ehre wird ins Leere gehende ökonomische Potenz vorgeführt.

Während das prämonetäre Geschenk mehr oder weniger offensichtlich allein dem sozialen Prestigegegnen diene, ist auch der heutige Umgang mit Geld nicht frei von Prestigedenken. Geldverwendung ist noch immer nicht rein ökonomisch, sondern häufig sozioökonomisch motiviert. Das zeigt sich beispielsweise beim Kauf von Markenartikeln. Obwohl bekannt ist, dass Markenerzeugnisse deutlich über ihren Herstellungskosten verkauft werden, sind die Käufer bereit, Preise zu zahlen, die höher sind als der jeweilige Gebrauchswert. Sie geben mehr ökonomischen Wert, als sie bekommen und verschwenden damit in gewissem Sinn nicht nur Geld, sondern zugleich ökonomisches Potential. Weil der Kauf eher aus sozialem Prestigedenken denn aus ökonomischem Kalkül erfolgt, scheint der erworbene Gegenwert letztlich jedoch angemessen. Denn Käufer von Markenartikeln zahlen den höheren Preis, um ihrem sozialen Umfeld zu imponieren.

Weil der Mensch ein sozioökonomisches Wesen ist, ist Geld stets ein sozioökonomisches Konstrukt. Deshalb konnte aus einem sozialen Status schaffendes Prestigegeld ein ökonomischen Gebrauchswert verschaffendes Warengeld werden, bzw. deshalb konnten Prestigegeld und Warengeld im Laufe der Geldentwicklung zu einer Einheit verschmelzen. Gerloff (Zitat Kapitelanfang 4.1) hat mit seiner These, dass das „Geld ... älter als die Tauschwirtschaft“ ist, jedoch nur insofern Recht, als die Erscheinungsformen des Geldes und ihre soziale Vermittlerfunktion schon vor der Tauschwirtschaft existierten. Das Entstehen von Geld ist aber erst Folge des Entstehens einer Geldfunktion und die kann erst entstehen, wenn Geld als Tauschmittel für Waren verwendet werden kann, was die Existenz von Waren zwingend voraussetzt. Diese Entwicklung beginnt mit dem Entstehen von Nahrungsvorräten infolge der Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht. Mit den Vorräten entsteht das Nutzgeld – das erste ökonomische Tauschmittel. Im Jahrtausende später entstehenden bronzemem Gerätegeld sind die sozialen und die ökonomischen Geldelemente endgültig vereint. Wenn die Geldentwicklung weitere Jahrtausende später schließlich im Entstehen der Münze kulminiert, erinnert deren Metallgehalt an das ökonomisch determinierte Nutz- oder Warengeld, während das Prägebild an das sozial determinierte „Prestigegeld“ erinnert. Doch bis dahin ist es noch ein langer Weg.

4.3 Nutzgeld

Ökonomische Wertmaßstäbe der Naturalwirtschaft

Als Tauschmittel dienten anfangs die ursprünglichen Lebensbedürfnisse, also Nahrungsmittel, Kleider, Schmuck und Gerät.

Kurt Regling¹⁷ (1929)

Mit der Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht tritt nicht, wie gemeinhin behauptet, die Arbeit in die Welt. Wenn Gott die Menschen nach dem Sündenfall verflucht, dass sie ihr Brot künftig im Schweiß ihres Angesichts essen sollen, dann ist nicht der Schweiß, mit dem die Menschen ihre Nahrung erwerben, sondern lediglich das Brot neu, das sie nach Erfindung des Ackerbaus zu essen in der Lage sind. Liest man die Paradies- und Sündenfallgeschichte mit einer ökonomischen Brille, lassen sich in ihr Sinnbilder für die gesellschaftlichen Umwälzungen im Zuge der neolithischen Revolution finden.

Wenn auf einige dieser Bilder im folgenden zurückgegriffen wird, dann nicht, weil die Bibel irgendetwas beweist, sondern allein, um einen historischen Prozess zu illustrieren. Denn die Paradiesgeschichte liefert lediglich ein mythologisches Bild der vor ca. 10 000 Jahren einsetzenden neolithischen Revolution. In ihr wird nicht von der Erschaffung der Welt und der Menschen, sondern lediglich von der Entstehung des Ackerbaus und der daraus folgenden Neuordnung der Geschlechterhierarchie berichtet.

Nicht die Pflanzen, sondern „das Kraut auf dem Felde“¹⁸, nicht der Mensch an sich, sondern die „Menschen aus Erde vom Acker“¹⁹ wurden erschaffen. Und obwohl Adam – der Bauer – , dem Buch nach, als erster entstand, war Eva die erste Akteurin. Sie, die zur Bäuerin werdende Sammlerin, ließ sich von der am Boden kriechenden Schlange während ihrer Erdarbeit zu einer fatalen Erkenntnis verführen.²⁰ Sie beging einen Sündenfall, der im hebräischen Original treffender als Zielverfehlung bezeichnet wird. Erst danach wurde aus dem Hirten, dem zuvor von Gott alle Tiere vorgeführt worden waren, damit er sie benenne und so in Besitz nehme, ein den Ochsenpflug führender Bauer. Und erst infolge dieser neuen Arbeitsteilung wurde aus der souveränen Bäuerin, die der patriarchalen Gewalt ihres Mannes unterworfenen Gehilfin. Folgerichtig erhält die weibliche Akteurin erst am Ende der Sündenfallgeschichte einen Namen. Erst jetzt wird sie zum Besitz des Mannes.

So in etwa ist die Entwicklung des Ackerbaus zumindest in den Getreidebaukulturen tatsächlich abgelaufen.²¹ Auf die besondere Entwicklung der Hackbaukulturen kann hier nicht eingegangen werden. Vielmehr darauf, worin Evas Zielverfehlung beim Essen vom „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“²² bestand. *Sie begann zwischen den „guten“ Nutzpflanzen, die gegen ungebetene Mitesser blutig verteidigt wurden, und den „bösen“*

Unkräutern, die bis zur Vernichtung ausgerottet werden sollten, zu unterscheiden. Aus dem Wettkampf mit der Natur, wurde ein Kampf gegen die Natur, der bis heute anhält. Die Vertreibung aus dem Garten in Eden war so gesehen die Folge der Zerstörung der Einheit mit der Natur. Deshalb ! werden die Menschen nach dem Essen vom „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“ vom „Baum des Lebens“ vertrieben.

Mit der Ausweitung des Ackerbaus, dem Bau der Städte, der Entwicklung der Erzverhüttung und dem Schiffsbau begannen die großen Entwaldungen. Doch interessieren uns hier nicht die weitreichenden ökologischen Folgen der neolithischen Revolution, sondern deren Auswirkung auf die Änderung der Wertkategorien. Zweifelsfrei hatten bereits auch die Sammlerinnen (sie lieferten 60-80% der Nahrung²³) und die Jäger (sie steuerten 20-40% zur Gruppenernährung bei²⁴) Früchte und Jagdbeute „im Schweiß ihres Angesichts“ erworben. Nicht die Arbeit wurde also im Zuge der neolithischen Revolution erfunden. Aber sie bekam einen neuen Stellenwert. Denn nun lebten die Menschen nicht mehr von der Hand in den Mund, sondern arbeiteten für die Zukunft. Sie leisteten Vorarbeit!

Ihre Versorgung hing nicht mehr allein davon ab, was ihnen Finderinnen- oder Jägerglück in die Hände spielte, sondern mehr und mehr davon, in welchem Umfang Felder bestellt und Herden gehegt wurden und mit welchem Erfolg beide gegen fremden Zugriff verteidigt werden konnten. In dem Brot, das die Menschen nun aßen, war nicht mehr nur die Mühe eines Tages, sondern die Mühen von Wochen und Monaten enthalten. Diese Vorarbeit war der Schweiß, dessen sich die Menschen nun beim Essen des Brotes erinnerten.

Für den Sieg über den Hunger zahlten sie einen hohen Preis. Nahrung erhielt dadurch einen neuen Wert. Dieser ergab sich aus Zeit und Kraft, die in ihre Erzeugung investiert worden waren. Diese belief sich nicht nur auf die Feld- und Weidarbeit, sondern beinhaltete bald auch den Bau von Vorrathshäusern, wie deren Bewachung und Verwaltung.

Mit den Vorräten entstanden die ersten Warenlager, insofern, als sich die produzierten Nahrungsgüter nicht nur selbst verzehren, sondern auch gegen andere Güter tauschen ließen. Das erlaubte eine zunehmende Spezialisierung. Begünstigt durch das Sesshaftwerden nahm das Handwerk einen Aufschwung. Neben der Produktion von Werkzeug und Waffen erlebten Keramik- und Kleidungsherstellung oder Schmuck- und Salzproduktion eine erste Blüte. Im sich entwickelnden Tauschhandel wurde nicht mehr geschenkt, in der Hoffnung, dadurch soziales Prestige zu erwerben. Vielmehr bemühte man sich die erzeugten Güter gegen möglichst wertgleiche zu tauschen. Eine solche Wertgleichheit konnte allerdings nur dann erreicht werden, wenn *beide* Tauschpartner den Arbeitsaufwand zur Herstellung *beider* Tauschgüter kannten, was wohl nur selten der Fall war.

Mit dem Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit und dem damit einhergehenden Übergang vom Leben von der Hand in den Mund zur Vorratswirtschaft, lockerten sich die sozialen Bindungen zwischen den Sippenmitgliedern zugunsten sich entwickelnder ökonomischer Bindungen an Sachbesitz. Zwar blieben Prestigeobjekte für Brautwerbung oder Bündnispflege wichtige Werbegeschenke. Daneben traten jedoch unterschiedliche Nutzgelder als ökonomisch determinierte Tauschmittel. Das waren allgemein begehrte und deshalb leicht tauschbare Waren wie Vieh, Getreide, Kleidung bzw. Kleidungsstücke, Steingeräte, Keramik, Salz etc.

Mit der parallelen Existenz von „Prestigegeld“ und Nutzgeld spaltete sich das soziale und ökonomische Handeln der Menschen scheinbar in zwei Sphären. Tatsächlich existieren in manchen Kulturen noch bis in die Gegenwart zwei parallele Tauschsysteme: ein ökonomisch und ein sozial determiniertes. Das bekannteste Beispiel hierfür ist das balinesische Komplementärgeldsystem. Auf Bali gibt es noch heute neben dem für den Warenhandel verwendeten Geld ein Geldsystem zur Pflege sozialer Beziehungen bzw. zum Austausch von Hilfsleistungen.²⁵

Interessanterweise besaßen beide Tauschmittel, das soziale und das ökonomische, verschiedene Aspekte künftigen Geldes. Während mittels „Prestigegeld“ eine Zeitbrücke zwischen Geben und Nehmen geschlagen werden konnte, da auf das Geschenk oft erst später ein Gegengeschenk folgte, konnte mittels Nutzgeld wertäquivalent getauscht werden. Dabei wurde die Wertäquivalenz im Moment des Tausches realisiert. Denn de facto wurden (unterstellt man eine beidseitige Kenntnis der Herstellungskosten) gleiche Wertmengen getauscht.

Während das „Prestigegeld“ also bereits insofern Geldeigenschaften besaß, als es in der Zeit zwischen Verkauf und Kauf als Wertbewahrungsmittel fungierte, gleichwohl kein Geld war, weil es noch keine Ware zu kaufen vermochte, war das Nutzgeld zwar Wertüberträger, aber noch kaum Wertaufbewahrungsmittel.

Es irritierte am Nutzgeld stets, dass seine Geldfunktion äußerlich nicht erkennbar war, sondern allein von seiner Verwendung nach dem Tausch abhing. Innerhalb eines Naturaltauschsystems konnte im Grunde jede Ware Nutzgeld sein, und war es de facto, wenn sie vom Käufer nicht konsumiert, sondern als Tauschmittel weitergegeben wurde. Der Geldcharakter von Nutzgeld ließ sich folglich nicht am Stoff festmachen. Ob ein Scheffel Weizen Ware oder Geld war, entschied letztlich der Magen des Käufers. Aß er ihn, war der Weizen Ware gewesen, tauschte er ihn gegen Bier oder anderes ein, war er als Geld durch seine Hände gegangen.

Bleiben wir unserer Definition treu und betrachten Geld als ein Tauschmittel für Ware, so war Nutzgeld das erste geldartige Tauschmittel. Von modernem Geld unterscheidet es sich allerdings in zwei wesentlichen Punkten. Erstens war es kein immanentes Geld, also nie darauf beschränkt nur Tauschmittel zu sein, da es jederzeit als Gebrauchsgut konsumiert werden konnte. Zweitens entstand es gleichzeitig mit der Ware, da es ja selbst Ware war, so dass Geldmenge und Warenmenge formal stets gleich groß waren. Geldkrisen waren in einem Nutzgeld- bzw. Naturalwirtschaftssystem somit völlig unmöglich.

So krisensicher das Nutzgeldsystem war, so unpraktisch wurde es im Laufe der Zeit, denn mit dem Anwachsen der Warenpalette nahmen auch die Nutzgeldarten zu. Der Naturaltausch wurde immer komplizierter.

Rückblickend erscheint es deshalb naheliegend, dass ein universelles Tauschmittel erfunden wurde, um den Handel zu erleichtern. Doch Geschichte läuft nie rückwärts ab. Daher konnte man vor der Erfindung der Münze nicht wissen, wie nützlich sie sein würde.

An dieser Stelle steht die Wirtschaftsgeschichte, wie Carl Menger formuliert, vor einem Problem. Sie kann zwar das Entstehen des Nutzgeldes, nicht aber das des Münzgeldes erklären.

Dass ein Gut von seinem Besitzer gegen ein anderes, ihm nützlicheres, im Austausch hingegeben wird, ist ein Vorgang, welcher auch dem gemeinsten Verstande einleuchtet. Dass aber bei allen einigermaßen zivilisierten Völkern jedes wirtschaftende Subjekt bereit, ja eifrig bemüht ist, seine zum Austausch bestimmten Güter gegen kleine, an sich nutzlos erscheinende Metallscheiben, oder gegen diese letzteren vertretende Urkunden, auszutauschen; dies ist ein dem gemeinen Laufe der Dinge so widersprechender Vorgang, dass es uns nicht wundernehmen darf, wenn er ... als „geheimnisvoll“ erscheint.²⁶

Wie Joachim Höltz feststellt²⁷, scheitern alle Geldentstehungstheorien bisher an diesem Problem. Wir müssen daher einen eigenen Weg finden, das Entstehen der Münze zu erklären. Noch trennen uns Jahrtausende von der ersten Münzprägung. Doch mit der um 3000 v.u.Z. einsetzenden technischen Revolution, die zur Herstellung der ersten Zinnbronzeeräte führt, kommen wir auf dem Weg zum Metallgeld einen gewaltigen Schritt voran. Damit entsteht nicht nur ein Handelsgut, das Elemente des Prestige- wie des Nutzgeldes in sich vereint, sondern auch eine wesentliche Geldeigenschaft in hervorragender Weise besitzt: eine im wesentlichen verlustfreie Lagerfähigkeit. Das ermöglicht eine entsprechend verlustfreie Wertaufbewahrung.

4.4 Gerätegeld

Tauschmittel auf überregionalen Märkten

Gerätegeld ist in der ersten Phase von Arbeitsteilung und Produktionstausch noch reines Nutzgeld. Die Gerätschaften sind voll einsatz- und gebrauchsfähig und werden unter diesem Aspekt von den Tauschpartnern erworben. ...

Relative Unverderblichkeit, gleiche Qualität, Wiederverwendbarkeit des Grundmaterials durch Umgießen seien die hervorragenden Eigenschaften früher Gerätegeldformen, die diesen rasch Einbürgerung und Verbreitung sicherten, nachdem ihr Charakter als Wertmesser anerkannt und fast ausschließlich Selbstzweck geworden war.

Christoph Sommerfeld²⁸ (1994)

Jahrtausende nach der ersten Verwendung von Kupfer um 8500 v.u.Z. sowie knapp 2000 Jahre nach dem ersten Auftauchen von Arsenbronze und etwa 1000 Jahre nach der ersten Zinnbronze begann um 2000 v.u.Z. schließlich die Bronzezeit. Mit der Legierung aus Kupfer und Zinn entstand ein Material, aus dem sich nicht nur Schmuck und Gefäße herstellen ließen, sondern auch Werkzeuge und Waffen, die den Steingeräten an Schärfe ebenbürtig und an Beständigkeit überlegen waren.

Die große Nachfrage nach Bronzeeräten, setzte eine Massenproduktion in Gang, die eine entsprechende Bereitstellung von Erzen erforderte. Kupfer kam relativ häufig vor. Weil es den größten Anteil an der Bronzelegierung ausmachte, lag es nahe, Bronze in Gegenden mit leicht abbaubaren Kupfervorkommen herzustellen. Das für die Legierung notwendige Zinn kam nur selten vor. Um den Transportaufwand gering zu halten, befanden sich die antiken Bronzeverarbeitungszentren meist in Meeresnähe.

Da man sich offensichtlich bereits in der Antike des ökonomischen Vorteils bewusst war, der sich durch den Handel mit knappen Rohstoffen erzielen ließ, bewahrten die Zinnhändler ihr Wissen über die Abbaugebiete des seltenen Erzes für sich, so dass dessen Herkunft bis heute geheimnisumwittert ist.²⁹ So unbekannt die meisten Lagerstätten des Zinns bis heute sind, so bekannt sind viele Umschlags-, Verarbeitungs- und Handelsplätze der begehrten Rohmetalle und Bronzewaren. Dort trafen sich Händler aus der gesamten damals bekannten Welt, um Kupfer- oder Zinnbarren bzw. wertvolle Bronzeeräte einzuhandeln. Sie kamen aus mehr oder weniger großen Entfernungen und brachten edle Waren aus heimischer Produktion als Tauschobjekte mit, was durch die Meerelage der Bronzezentren begünstigt wurde.

Auf den Metallmärkten entwickelte sich so ein ausgeprägter Fernhandel. Weil sich Bernsteinhändler aus dem Baltikum, Gewürzhändler aus Arabien und Indien, Seidenhändler aus China, Holzhändler aus dem Libanon, Getreidehändler aus Ägypten auf diesen Märkten begegneten, konnten sie nicht nur ihre heimischen Produkte gegen die vor Ort produzierten Metallbarren oder Bronzeeräte eintauschen, sondern auch untereinander Handel

treiben, also Seide gegen Gewürze, oder Bernstein gegen Getreide tauschen. In diesem Handel wurden die vor Ort produzierten Bronzegeräte, wegen der alle Händler gekommen waren, zur allgemeinen Verrechnungseinheit und schließlich zum allgemeinen Tauschmittel. Metallbarren, Ringe oder Beile, später Spangen oder Sicheln wurden so zu Gerätegeld.

Dessen Geldfunktion blieb allerdings auf die internationalen Metallmärkte beschränkt. Nur dort bemaßen alle Händler ihre Waren in Bronzegerät und machten es so zu einem allgemeinen Verrechnungsmaßstab. Nur dort gab es ein hinreichend großes und vielfältiges Warenangebot, um die wertvollen Bronzestücke als Zahlungsmittel nutzen zu können.

Wie das Nutzgeld ist auch das Gerätegeld noch kein modernes universelles Geld. Doch während der Geldcharakter des Nutzgeldes von seiner Verwendung nach dem Tausch abhing (davon, ob es konsumiert oder weitergetauscht wurde), so der des Gerätegeldes von seinem Umfeld. Denn es war nur dort Geld, wo ein entsprechender Markt mit einem entsprechenden Warenangebot vorhanden war.

Vom Nutzgeld unterschied es sich aber nicht nur durch seine ortsabhängigen Geldeigenschaften, sondern auch durch seine wesentlich größere Lagerfähigkeit. Damit wurde ein neues Kapitel in der Geschichte des Geldes aufgeschlagen. Während das Nutzgeld aus der Vorratshaltung entstanden war, ermöglichte das Gerätegeld eine neue Form der Wertspeicherung - das Horten. Kaufkraft wurde nun nicht mehr nur für einen in naher Zukunft zu erwartenden Bedarf, sondern zum Schutz vor einer fernen, unbestimmten Zukunft aufbewahrt. Anders als das Nutzgeld, wurde das Gerätegeld nicht in öffentlichen Lagerhäusern verwahrt, sondern individuell in der Erde vergraben.

Zahlreiche Hortfunde belegen die Sparwut unserer Ahnen. Der offensichtliche Unsinn dieser Art des Sparens – das Vergraben nie wieder gehobener Schätze – hat die Archäologen nach nichtökonomischen Erklärungen für das Horten suchen lassen. Ihre These, dass Hortfunde „Gaben an die Götter“ waren, muss jedoch hinterfragt werden, da sie der allgemein anerkannten monetären Funktion des Gerätegeldes widerspricht.

Gerätegeld – mit zwar örtlich begrenztem, aber auf den Metallmärkten eindeutig monetärem Charakter – als Gaben an die Götter zu betrachten, bedeutet zu unterstellen, dass bereits die bronzezeitlichen Menschen eine Art Ablasshandel mit ihren Geistern betrieben, um ihre Seelen freizukaufen. Der Nutzen eines solchen Geschäfts schien selbst dem mittelalterlichen Menschen noch höchst zweifelhaft, weshalb der Ablasshandel zu einem Auslöser der Reformation wurde. Um zu prüfen, ob es nicht doch einfacher ist, die Hortfunde als bronzezeitliche „Sparbücher“ zu erklären, muss über Sinn und Unsinn des Sparens nachgedacht werden.

4.5 Hortfunde

Vergrabene Schätze – Sinnbild nutzloser Arbeit

Überblickt man die ungeheure Masse an bronzezeitlichen Deponierungen, deren Zahl in Europa in die Tausende geht, dann wird man erkennen, daß die Mehrzahl und gerade die besonders reichen nicht in Unruhezeiten, sondern in Perioden kontinuierlicher Entwicklung blühender Zivilisationen gehört.

Bernhard Hänsel³⁰ (1997)

Hortfunde wurden in großer Zahl vor allem in Mittel- und Osteuropa gefunden. Es lassen sich zeitlich und regional verschiedene Formenkreise unterscheiden. Dominierten zunächst verschiedene Ring- bzw. Beilformen, so wurden diese später von Spangen und Sicheln abgelöst. Vor allem der Umstand, dass Bronzehorte überwiegend in Boom- und selten in Krisenzeiten angelegt wurden, hat die Archäologen dazu veranlasst, diese nicht als Geldhorte, sondern als Göttergeschenke anzusehen.

Bei genauer Betrachtung erscheint diese These jedoch zweifelhaft. Dazu muss zunächst bedacht werden, welche Auswirkungen die Entwicklung von Handel und Geld auf eine Gesellschaft hat. Schurtz macht deutlich, dass beides die Entwicklung von Privatbesitz bedingt.

Von den Anfängen und ersten Keimen des Geldes kann innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft nicht wohl die Rede sein, bevor nicht neben dem ursprünglichen, alles umfassenden Gemeinbesitz sich das persönliche Eigentum entwickelt hat.³¹

Man kann nicht mit Dingen handeln, die man nicht besitzt. Zwar ließe sich noch ein kollektiver Regionalhandel vorstellen, bei dem zwei Gruppen jeweils als Ganzes als Händler auftreten, um ihre jeweils zusammengestellten Warenangebote gegeneinander zu tauschen. Doch ergeben sich bereits hier zahlreiche Probleme. Wer beschließt, wann die beiden sich gegenüberstehenden Warenmengen wertäquivalent sind und der Handel perfekt ist? Wer verteilt anschließend die eingetauschte Ware und nach welchen Kriterien?

Im Handel müssen sich letztlich zwei Entscheidungsträger gegenüber stehen. Im Regionalhandel könnten dies theoretisch Gruppensprecher sein. Im Fernhandel nicht, da eine Rückkopplung mit der Gruppe nicht möglich ist. Der Händler muss hier zumindest Besitzrechte an der Ware haben. Individuelle Besitzrechte sind daher Voraussetzung mindestens für den Fernhandel.

Entsprechend ist auch der Verkaufserlös, u.a. das Bronzegerät, individueller Besitz, der nach einer Rückkehr in die Heimat nicht kollektiviert wird. Was macht man mit individuellem Besitz, den man nicht konsumieren kann, aber vor dem Zugriff der Nachbarn schützen möchte? Man verwahrt ihn. In Zeiten, in denen es weder Banktresore noch Schließfächer gab, war die Erde der sicherste Ort. Hier konnte man einlagern, was man vorerst nicht brauchte, aber für schlechte Zeiten bewahrt wissen wollte.

Durch heimliches Vergraben eines individuellen Geldhortes Götter und Dämonen beeinflussen zu können, widerspricht dem historischen religiösen Verständnis. Erst die Reformation autorisierte das Individuum zur individuellen Zwiesprache mit Gott. Bis dahin waren religiöse Riten gemeinsame Rituale, denn mit dem gemeinsamen Beschwören der Götter sollte zugleich der Zusammenhalt der Gemeinschaft beschwören werden. Noch in der Reformationszeit gilt ein kommerzieller Handel mit Gott – wie ihn der Ablasshandel darstellt – als fragwürdig. Im üblich werdenden stillen Gebet findet hingegen gerade kein kommerzieller Handel mit Gott statt. Dass es in der Bronzezeit eine Kultur des Darbringens individueller Geldopfer durch unbeobachtetes Vergraben gegeben haben soll, erscheint deshalb unbegründet.

Aber auch das Vergraben von Bronzegerät in einem öffentlichen Ritual ist wenig wahrscheinlich, weil eine allgemeine Kenntnis des Schatzplatzes den Raub des Hortguts zur Folge gehabt hätte. Dass Tausende Hortfunde die Zeiten überlebt haben, spricht für ein heimliches Vergraben des bronzenen Gerätegeldes. Man denke an den Umfang der ägyptischen Grabräuberei. Bereits die Erbauer der Königsgräber haben, wie man aus alten Prozessakten weiß, diese systematisch ausgeraubt und das Diebesgut verkauft. Dass die Störung der Totenruhe als Sakrileg galt, das mit dem Tode bestraft wurde, hat sie nicht abgehalten.

Während das massenhafte Auftreten der Horte gegen eine öffentliche Opferung des Gerätegeldes spricht, so das religiöse Verständnis gegen ein heimliches Opfer. Der Gedanke, dass vergrabene Bronzeschätze „Gaben an die Götter“³² waren, ergab sich für die Archäologen vor allem aufgrund bestimmter Funde. So wurden Musikinstrumente aber auch Waffen teilweise bewusst zerstört und dann in Seen oder Mooren versenkt. An solchen Orten war tatsächlich ein öffentliches Ritual denkbar, da eine Bergung der Schätze hier praktisch unmöglich war. Ob es sich um Gottesopfer oder um eine frühe Form der Bilderstürmerei handelte, bleibt allerdings fraglich.

Denkbar ist aber, dass die betörende Wirkung der Musik eine Gefahr für die bestehende Sozialordnung darstellte, weshalb die Instrumente bewusst zerstört und an unzugänglichen Orten versenkt wurden. Man denke an die Geschichte des Rattenfängers. Ähnlich ließe sich das Versenken von Waffen in Seen und Flüssen erklären. Unabhängig von der Interpretation spezieller Bronzefunde scheint es naheliegend, die vergrabenen Bronzehorte als das anzusehen, was sie scheinen – verwahrte Geldvermögen.

Das erklärt auch, warum die meisten Horte in Phasen wirtschaftlicher Prosperität angelegt wurden. *Ein Sparbuch legt man in Zeiten des Wohlstandes an und nicht während der Krise. Dass Archäologen festgestellt haben, dass die meisten Schatzhorte in Zeiten wirtschaftlicher Prosperität angelegt wurden, spricht somit am deutlichsten für den Geldcharakter des Hortgutes.*

Bevor diskutiert wird, warum diese Sparbücher so selten „abgehoben“ wurden, soll ein weiterer Punkt bedacht werden, der ebenfalls für den monetären Charakter der Bronzehorte spricht. Die meisten Horte lagerten entlang der Handelsrouten, diese gleichsam markierend, wobei auffällt, dass sich in den Gebieten der eigentlichen Märkte wie Griechenland nahezu keine Hortfunde finden.

Die wenigen [aus Griechenland d.A.] ... bekannten ... Depots würde man unter Berücksichtigung ihrer Fundumstände eher aus einem nichtsakralen Zusammenhang entstammend deuten wollen.³³

Das Abwandern von Geld aus den Ursprungsregionen begegnet uns wiederholt in der Geschichte, besonders in den Anfangsphasen von Geldherstellung. So zweifelt man trotz Berichten und Münzfunden immer wieder daran, dass die Lydier die ersten Münzen prägten, weil diese nicht in Lydien, sondern in Griechenland, zunächst in Ephesos, gefunden wurden.³⁴ Aus der Zeit der Münzrenaissance unter den sächsischen Ottonen im 10. Jahrhundert berichtet Bernd Kluge ähnliches:

Das Erstaunliche an den Sachsenpfennigen und Otto-Adelheid-Pfennigen ist vor allem ihre riesige Zahl und die Tatsache, daß wir sie kaum in Deutschland finden. Um so zahlreicher sind sie in Schatzfunden anzutreffen, die in Skandinavien, Polen, dem Baltikum oder Rußland gehoben wurden.³⁵

Dass Geld zunächst oft nur fern des Entstehungsortes gehortet wird, ergibt sich daraus, dass es zum Zeitpunkt seiner Entstehung in seiner Ursprungsregion auf den regionalen Märkten (auf denen Alltagsgüter gehandelt werden) nicht als Geld verwendet wird. Für den Kleinhandel war es zu wertvoll. (Das Kleingeld entsteht immer erst lange nach der Entwicklung der Geldwirtschaft). Für den Großhändler stand es als stets neu produzierte Ware immer neu zur Verfügung. *Sowohl der Umfang der aufgefundenen Schatzhorte als auch Ort und Zeit des Vergrabens der Schätze sprechen somit für einen monetären Ursprung als auch eine monetäre Verwendung des Gerätegeldes.*

Allerdings fielen dessen Tauschmittelfunktion und dessen Wertaufbewahrungsfunktion räumlich auseinander. War das Gerätegeld am Entstehungsort nur Tauschmittel, so abseits der Metallmärkte nur Wertaufbewahrungsmittel. Denn während es am Marktort allgemein zugängliches Gut und damit nicht hortwürdig war, fehlten in den Regionen, in denen es gehortet wurde, die nötigen Warenmärkte, auf denen derart große Werteinheiten als Zahlungsmittel nutzbar gewesen wären.

Während der internationale Fernhandel der Beschaffung von Luxusgütern für eine kleine Oberschicht diente, erfolgte die Grundversorgung der Bevölkerung subsistenzwirtschaftlich (also durch Selbstversorgung) bzw. durch Naturalhandel auf regionalen Märkten. *Das Gerätegeld war eine Art internationale Verrechnungseinheit, so etwas wie der Dollar der Antike. Da zunächst quasi nur 100-Dollarscheine existierten, konnte man das Geld auf den regionalen Märkten nicht nutzen.* Zurückgekehrt aus der Fremde lagerten die Fernhändler deshalb ihr Geld bis zur nächsten Reise ein.

Wenn auch wir ausländisches Geld nach dem Urlaub aufbewahren, dann weil ein Rücktausch kaum lohnt, oder weil wir es als Erinnerungsstücke betrachten. Der antike Geldbesitzer hatte keine Möglichkeit des Geldumtausches. Dazu fehlte nicht nur die Bank, sondern oft auch die Existenz einer heimischen Währung, die der Fremdwährung hinsichtlich Werthaltigkeit vergleichbar war. Aus diesem Grund blieb ihm nur das Verwahren des erworbenen Guthabens als Vorsorge für schlechte Zeiten.

Wie sinnvoll ist die Vorsorge aber, wenn viele Guthaben nie abgehoben werden? All jene Schatzhorte, die Archäologen heute bergen, sind letztlich Sinnbild nutzloser Arbeit, denn das erworbene Gut wird nicht in Konsum umgesetzt. Diese nutzlose Sparneigung teilen wir mit unseren Ahnen. Auch wir sparen für schlechte Zeiten. Da wir aber immer glauben, dass die Zeiten noch nicht schlecht genug sind, um unsere Notgroschen anzugreifen, häufen auch unsere Sparguthaben sich zu Sinnbildern für unseren Konsumverzicht an. Helmuth Graf von Moltke beschreibt dieses Dilemma in einem Brief an seinen Bruder Ludwig vom 12. 4. 1882:

Nun kannst Du Dir auf Deine alten Tage auch etwas mehr zugute tun als bisher. Ich habe mir das auch selbst vorgenommen, aber es gehört Entschluss dazu. Man hat sich die verwünschte Sparsamkeit so angewöhnt, daß nur schwer davon loszukommen ist.

Erst spart man auf die Zukunft, dann aus Angst vor der Zukunft und schließlich für die Erben, damit diese einen in guter Erinnerung behalten. Man wagt einfach nicht dazu, das Ersparte auszugeben. So wurde der Ort des vergrabenen Schatzes vielleicht von Generation zu Generation weitergegeben. Bis einer in der mehr oder weniger langen Reihe der Eingeweihten vor Weitergabe des Geheimnisses starb oder die mündliche Überlieferung so verschwommen geworden war, dass sich der Schatz, als man ihn schließlich heben wollte, nicht mehr auffinden ließ. So lagern Tausende bronzezeitliche Sparguthaben im Boden und legen Zeugnis von der Zweifelhaftigkeit des Sinns des Sparens ab.

Vielleicht sind die Hortfunde aber auch ein bronzezeitliches Pendant der nachrichtenlosen Schweizer Nummernkonten. Angelegt in Zeiten der Prosperität, gelang es den Erbgenerationen vielleicht nicht mehr, die Schätze zu heben, weil auf die Zeit des Wohlstands ganz plötzlich eine Katastrophe folgte. Wir wissen nur, dass in jedem Hortfund das Ergebnis mühsamer Arbeit, von der Erzgewinnung über die Erzverhüttung zum Bronzeguss begraben liegt. Darin steckt eine ungeheure Tragik, die unsere Erde im wahrsten Sinne des Wortes bis heute vergiftet. Denn letztlich wurde das Erz in schweißtreibender Arbeit aus der Erde gebrochen, durch Abholzung ganzer Wälder verhüttet und mühsam zu Bronze verarbeitet. All das, um als Tauschmittel zu dienen. Indem es wenig später erneut in der Erde vergraben wird, ist die gesamte in die Herstellung des unvergänglichen Tauschmittels investierte Arbeit und Energie faktisch vergeudet.

Wir haben diese fatale Verschwendung längst nicht überwunden, sondern zertrümmern ganze Gebirge und versetzen sie Gramm für Gramm mit schwersten Giften wie Quecksilber oder Zyanid, um aus einer Tonne Gestein lediglich 5-60 g Gold herauszufiltern³⁶, nur um dieses dann in einem Banktresor erneut zu vergraben. Konkret heißt das, aus einer Million Gramm Gestein werden im Extremfall ganze 5 g Gold extrahiert. Das sind 0,0005%. Was für eine Verschwendung an Energie, Arbeitskraft und Ressourcen! Was für eine unnötige Vergiftung der Umwelt! Wie viel Blut wurde vergossen, wie viel Wälder wurden gerodet, um der Erde Erz abzurufen, das ihr wenig später, vergraben in Erdlöchern oder Tresoren, zurückgegeben wird? Und wofür?

Es scheint kein Zufall, dass mit der Entstehung des Gerätegeldes die Zeit der Pyramiden und Megalithbauten endet. Die abertausend Arbeitskräfte die einst Jahrtausende überdauernde Bauwerke schufen, werden nun zur Geldherstellung abkommandiert; zu einer gesamtwirtschaftlich an sich sinnvollen, wegen der massenhaften privaten Hortung aber letztlich unökologischen Tätigkeit. Mittelt man unterschiedliche Schätzungen³⁷ so haben allein in den attischen Silberbergwerken im 5. und 4. Jahrhundert v.u.Z. Jahr für Jahr mindestens 30 000 Bergwerkssklaven gearbeitet. Manche Schätzungen sprechen von mehr als der doppelten Zahl. Wie viel Megalithgräber, Steinkreise oder Pyramiden hätten gebaut werden können, wenn dieses Arbeitskräftepotential nicht in die Produktion von Geld geflossen wäre? Das Metallgeldsystem mit all seinen Vorteilen für Produktion und Handel ist die Menschheit teuer zu stehen gekommen. *Die neolithische Revolution hat so nicht nur die vorratschaffende Vorsorgearbeit, sondern auch die geldschaffende, tote Arbeit für den Safe hervorgebracht. Der Kampf gegen den Hunger brachte Ackerbau und Viehzucht hervor. Weil die dadurch entstandenen Vorratslager zum Ausgangspunkt der Metall-Geldentstehung wurden, geriet die Menschheit in das Laufrad der Zukunftsangst. Die Möglich-*

keit sich für die Zukunft abzusichern, wurde zur Angst vor der Zukunft. Die Zukunftsangst begann die Gegenwart zu vergiften, weil die Gegenwart durch Vorsorgearbeit belastet wurde.

Kehren wir nach diesem Blick unter die Erde zur Geschichte des Geldes zurück. Weil die Bronzegeräte fern der internationalen Metallmärkte nur Gebrauchswert, auf den Fernhandelsmärkten hingegen Geldwert besaßen, wurde für den Privatbesitzer privat überschüssiges Gerät als Wertaufbewahrungsmittel in der Erde vergraben. Es gab keine andere Verwendungsmöglichkeit, sofern er die Bronzegeräte nicht anderen zur Nutzung überlassen wollte. Ein Umtausch in heimisches Geld war nicht möglich, weil solches noch nicht existierte. Grund dafür war, dass die kleinste bisherige Werteinheit ein vollständiges Gerät mit Gebrauchswert darstellte. Für den Kleinhandel war der Wert einer funktionstüchtigen Bronzeschale, eines Bronzeschwertes oder eines Bronzebeils etc. viel zu groß, als dass diese hierbei als Tauschmittel dienen konnten.

Um Geld als universelles Tauschmittel nutzen zu können, mussten es beliebig große und vor allem kleine Wertübertragungen leisten können. Mittels Gerätegeld war das nicht möglich, weil der Gerätegeldwert durch Zerbrechen nicht halbiert, sondern vollständig zerstört wurde. Denn der Wert des Gerätegeldes beruhte auf seinem Gebrauchswert. Das Entstehen eines Wertübertragungsmittels, das selbst keinen Wert – d.h. keinen Gebrauchswert, dem zunächst einzig denkbaren Wert – besaß, ist der entscheidende Schritt der Geldentwicklung. Er ist die Voraussetzung für das Entstehen der Münze. Dafür war ein tiefgreifender Wandel der Wertvorstellungen nötig. Wert musste lösgelöst vom Gebrauchswert vorstellbar sein. Dieser Wertewandel erfolgte wahrscheinlich im Zuge einer Rohstoffkrise.

4.6 Kümmerformen

Vom Warenwert zum Wertsymbol

Das Zeichengeld, als dessen vollkommenste Vertreter unsere Banknoten erscheinen, gilt gewöhnlich für eine Errungenschaft der fortgeschrittensten Kulturvölker. Das ist indessen, wenn wir den Begriff Zeichengeld nicht allzu eng fassen, vollkommen unrichtig.

Heinrich Schurtz³⁸ (1898)

Das etwa Mitte des 3. Jahrtausends v.u.Z. entstandene Gerätegeld geriet um 1200 v.u.Z. in eine Krise. Wahrscheinlich stand dies im Zusammenhang mit dem Versiegen von Zinnquellen³⁹. Möglicherweise steht beides mit dem Völkerwanderungssturm im Zusammenhang, der als Invasion der „Seevölker“ in die antiken Quellen einging. Wenn Uwe Wesel⁴⁰ berichtet, dass in Babylon aus dieser Zeit keine Kaufverträge mehr bekannt sind, dann muss man vermuten, dass Geld als Kaufmittel fehlte.

Andererseits tauchen in Gegenden Europas, die nicht von der Wanderbewegung betroffen sind, um 1200 v.u.Z. die ersten Bronzesicheln in Hortfunden auf. Ihr Stückgewicht ist geringer, als das der früher üblichen Ringe oder Beile. Doch die Sicheln stellen nicht einfach eine Art Kleingeld dar, mittels derer nun kleinere Werteinheiten getauscht werden können. Ihr Erscheinen setzt eine Entwicklung fort, die bereits vorher mit dem Auftreten so genannter Kümmerformen von Beilen und anderem Bronzegerät ihren Anfang nahm.

Die Kümmerformen markieren den Übergang vom Nutzgeld zum Zeichengeld. Mit ihnen verliert das Gerätegeld seinen Gebrauchswert. Im Tauschakt steht hinfort der Gebrauchswert der Ware dem Wertvermittler Geld gegenüber. Noch ist dieses Geld kein reines Wertsymbol. Noch ergibt sich sein Tauschwert aus seinem Materialwert. So gesehen kann man die Kümmerformen auch als eine Form des Barrengeldes ansehen. Trotzdem markiert der Gebrauchswertverlust des Gerätegeldes einen entscheidenden Wandel in der Geldentwicklung. Denn während der Wert des Barrengeldes mit dessen Gewicht assoziiert wird, assoziiert sich der Wert der Kümmerformen mit dem Gerätewert, den es symbolisiert.

Offensichtlich ist, dass die Bronzegeräte in dem Maße, in dem sie als Zwischentauschobjekte genutzt wurden, eine Art Platzhalterfunktion einnahmen. Wer Gewürze gegen Seide tauschen wollte, dazu aber erst die Gewürze in Bronze tauschen musste, um dann Seide dafür kaufen zu können, hatte kein Interesse am Gebrauchswert des Zwischenhandelsobjektes Bronze. Für ihn war das Bronzegerät keine Ware, sondern Tauschmittel. Er interessierte sich daher nicht für dessen Warenwert, sondern für dessen Kaufkraft. Metallgehalt und Legierung hatten nur noch in Hinblick auf den Tauschwert der Bronze Bedeutung.

Wenn nun infolge Verknappung der Rohstoffe zur Bronzeherstellung das Tauschmittel Bronze, im Verhältnis zu den übrigen Waren auf dem Markt teurer wird, dann muss eine größere Warenmenge für ein gleich großes Stück Bronze hergegeben werden. Damit müssten in der Folge bei Verwendung gleich großen Gerätegeldes generell größere Warenmengen getauscht werden, denn das Tauschmittel selbst ist gegenüber allen anderen Waren im Wert gestiegen.

Will man unter diesen Bedingungen gleich bleibende Warenmengen tauschen, bleibt nur der Weg, den teurer gewordenen Wertvermittler zu verkleinern. Um die Kaufkraft des Gerätegeldes konstant zu halten, musste bei steigenden Rohstoffpreisen bzw. Herstellungskosten der Rohstoffgehalt reduziert werden. In der Verteuerung der Bronze infolge knapper werdender Erze⁴¹ und wohl auch schwerer zu beschaffenden Holzes⁴² zur Verhüttung könnte die Initialzündung für die Entwicklung der Kümmerformen des Gerätegeldes gelegen haben. Denkbar ist das nur vor dem Hintergrund, dass das Bronzegerät seinen Nutzgeldcharakter bereits weitestgehend verloren hatte, weil es immer seltener als Gebrauchsgut genutzt wurde. Als Zwischenhandelsobjekt im Sinne eines Wertüberträgers zwischen einem Verkaufs- und einem späteren Kaufakt, spielte sein Gebrauchswert keine Rolle mehr. Deshalb konnte aus dem Nutzgeld allmählich ein Zeichengeld werden.

Vielleicht wurde die Entwicklung durch das Interesse der Kaufleute befördert, so ein leichteres Tauschmittel zur Verfügung zu haben. Allerdings entstand mit der Durchsetzung der Kümmerformen des Gerätegeldes auch die Möglichkeit, den Wert der Zahlungsmittel durch Gewichtsreduktion oder Legierungsverschlechterung zu manipulieren. Da die Kaufkraft der Kümmerformen nicht mehr am Gebrauchswert, sondern nur noch am Symbolcharakter der Form hing, konnten die Geldschöpfer alte, schwere Stücke in neue kleine Formen umschmelzen. So ließ sich nicht nur Material sparen, sondern auch zusätzliche Kaufkraft gewinnen.

Indem weder Form noch Gewicht des Gerätegeldes für dessen Wert von Bedeutung waren, weil es nur noch als Tauschmittel diente, wurde der Materialgehalt zur wesentlichen Größe für die Kaufkraft des Bronzegeldes. Die Waage wurde in der Folge zu einem wichtigen Instrument im Zahlungsverkehr. Doch um den Materialgehalt einer Legierung zu bestimmen, reicht eine Waage nicht aus.

Dass die Kaufkraft nicht mehr von der Form, sondern vom Gewicht abhängt, zeigt sich am Auftreten von Bronzebruch in den Hortfunden. Vermehrt findet sich Bronzebruch ab 1200 v.u.Z. Große Stücke werden geteilt, um kleinere Werteinheiten zu erhalten. Das Gerätegeld hört auf, Nutzgeld im Sinne eines direkt gebrauchswerthaltigen Gutes zu sein. Der sinkende Bedarf der Fernhändler an gebrauchsfähigem Bronzegerät im Verein mit einer Verknappung der Rohstoffe reduziert das Gerätegeld auf Kümmerformen. Damit ist der entscheidende Schritt zu Entstehung auf dem Weg zum Zeichengeld vollzogen.

Zwei Entwicklungen fließen dabei zusammen. Der Kaufmann benötigt die Bronze nur noch als Wertvermittler und nicht mehr als Gebrauchsgut. Gleichzeitig verändert sich durch Rohstoffverknappung der Materialwert der Bronze. Wenn aber weder der Materialwert noch der Gebrauchswert fixe Größen sind, wird der Tauschwert des Metallgeldes unbestimmt. In diesem Spannungsfeld entsteht der Geldschöpfungsgewinn.

4.7 Barrengeld

Auflösung der Wertäquivalenz zwischen Geld und Ware

So erfahren wir, daß zur Zeit des Kaisers Yüan Di in der Han-Dynastie (von 48-33 v. Chr.) Gung Yü eine Reihe von Maßnahmen vorgeschlagen hat, um die weitere Verbreitung falscher Münzen zu verhindern und die über hunderttausend Menschen, die sich nur noch mit der Kupfersuche für die Prägung von Falschgeld beschäftigten, wieder zum Ackerbau zurückzuführen.

Liao Bao-Seing⁴³ (1939)

Hatte der Markt die Kümmerformen erst einmal als Tauschmittel akzeptiert, war der Weg geebnet, gleiche Warenwertmengen durch immer kleinere Bronzestücke zu übertragen. Durch tatsächlich oder vorgeblich steigende Rohstoffpreise konnten die Geldschöpfer mit immer kleiner werdenden Zahlungsmittel einen gleich bleibenden Tauschwert erschaffen. So kam es entweder durch Sinken der Herstellungskosten bei konstantem Tauschwert oder durch Steigen des Tauschwertes bei konstanten Herstellungskosten zu einer wachsenden Differenz zwischen den beiden Wertkategorien. Diese Differenz bildet den Geldschöpfungsgewinn. Er ergab sich aus dem Unterschied zwischen den Aufwendungen zur Herstellung eines Tauschmittels und dem durch diesen Aufwand erzeugten Tauschwert. Angeschoben durch die Verknappung der Rohstoffe begann sich der Prozess der Gewichtsreduzierung zu verselbständigen.

Indem der Tauschwert die Herstellungskosten, die sich u.a. aus dem Materialwert ergaben, überstieg, entwickelte sich das bronzezeitliche Barrengeld gemeinsam mit den Kümmerformen zu einem Wertsymbol bzw. Zeichengeld. Der Geldschöpfungsgewinn entstand aus der Differenz zwischen Herstellungskosten und Tauschwert. Sein Ursprung reicht somit in die Zeit vor Entstehung der Münze zurück. Wurde er zu groß, begann er, die Wirtschaft auf den Kopf zu stellen. Erschien es lohnender, Geld statt Ware zu produzieren, verließen die Menschen ihre Felder, um in den Bergen Metall zu suchen und zu verhütten.

Nicht nur im alten China gab es Zeiten, in denen Menschenmassen magisch vom Geldfieber ergriffen wurden. Jeder Goldrausch der Neuzeit geht auf das gleiche Konto. Ab 1848 strömten Glücksritter nach Kalifornien, 1851 wandten sie sich den Goldfeldern Australiens zu, um 1890 setzte der Goldrausch in Südafrika ein. Der große Reichtum blieb der Mehrheit der Goldjäger jedoch stets verwehrt, denn wo viel Gold bzw. Geld und wenig Ware vorhanden ist, steigen die Warenpreise verständlicherweise an.

So löste sich der Geldschöpfungsgewinn für die meisten Goldwäscher und Goldgräber bald in Luft auf, denn da Geld stets ein Tauschmittel für Ware ist, hängt seine Kaufkraft eben stets vom Verhältnis der Warenmenge zur nachfragenden Geldmenge ab. Wo nur Geld, aber keine Ware produziert wird, muss das Geld zwangsweise seinen Wert verlieren. *Daher haben am Goldrausch letztlich nur diejenigen verdient, die die Goldsucher zu stark überbewerteten Preisen mit den nötigen Waren versorgten.*

Es ist also nicht notwendig der Geldhersteller, der den Geldschöpfungsgewinn kassiert. Gewinner ist der, dem es gelingt, die Wertdifferenz zwischen den Herstellungskosten des Geldes, dem Tauschwert des Geldes sowie den Herstellungskosten der Ware abzuschöpfen. Es würde ein Buch füllen, die vielen Möglichkeiten aufzuzeigen, die es gibt, um aus den Differenzen zwischen diesen drei Wertkategorien Gewinn zu ziehen. Für das Verständnis der Geldentwicklung ist aber nur wichtig, dass mit dem Verkümmern des Barrengeldes wie des Gerätegeldes Herstellungskosten und Tauschwert des Geldes auseinander zu fallen beginnen. *Die Tauschgerechtigkeit war damit aufgehoben. Geld hörte auf, ein neutrales Tauschmedium zu sein.*

Dies kam primär nur der kleinen Schicht von Geldschöpfern zu gute, den Bronzehersteller bzw. der Profiteure der Bronzeherstellung. Allerdings ermöglichte der steigende Tauschwert der Bronze, aus einer konstanten Metallmenge eine größere Geldmenge zu erzeugen. Indem das verkümmerte Barrengeld und die Kümmerformen des Gerätegeldes zudem auch als Bruchstücke Kaufkraft besaßen, konnte Geld mehr und zugleich kleinere Werteinheiten umsetzen. Das beförderte die Ausbreitung der Geldwirtschaft. Durch das Ausweiten der Geldmenge und das Entstehen von Kleingeld konnten die regionalen Märkte erobert werden. Damit das Geld sich dort gegen die zahlreichen anderen Nutzgeldformen durchsetzen konnte, musste es allerdings noch eine weitere Entwicklung erfahren.

4.8 Münzgeld

Der Staat als Wertgarant

Theorien, daß die Münzen zuerst dazu benutzt wurden, um Söldner zu bezahlen, oder daß sie in einem weiteren Umfang für normierte Zahlungen durch und an den Staat dienten, sind mit dem Charakter und dem Erscheinungsbild der Münzprägung in Einklang zu bringen...

Christopher Howgego⁴⁴ (2000)

Natürlich sind alle bisher aufgezeigten Schritte der Geldentwicklung vom steinzeitlichen „Prestigegeld“ über das bronzezeitliche Barrengeld zum eisenzeitlichen Münzgeld in Wirklichkeit nicht so klar gegliedert und chronologisch geordnet abgelaufen. Es hat Parallel- und Rückentwicklungen sowie Überlagerungen gegeben, vor allem, was die Prozesse der Wertverschiebungen betrifft. Schon in der Bronzezeit sind auch Silber und Gold, aber auch Kupfer und Blei, teilweise sogar Zinn als Zahlungsmittel benutzt worden. Auch sind Gerätegeld und Barrengeld besonders in der Form des Ringgeldes nicht klar zu unterscheiden. Ohne die regional im Detail unterschiedlichen Entwicklungen hier im einzelnen darstellen zu können, wurde das Prinzip der Geldentwicklung herausgearbeitet. Kümmerformen und Barrengeld bildeten den fließenden Übergang zwischen Nutzgeld und Zeichengeld, blieben aber dem Fernhandel vorbehalten und besaßen nur auf internationalen Märkten universelle Kaufkraft. War das Gerätegeld für die regionalen Märkte wegen seines hohen Stückwertes als Tauschmittel ungeeignet, so die Kümmerformen wegen ihres für den Laien schwer bestimmbareren Tauschwertes. Da dieser von Gewicht und Legierung abhing und beides für den Kleinhändler nur unzureichend prüfbar war, blieb er diesem Tauschmittel gegenüber skeptisch. Es fehlte auf den naturalwirtschaftlichen und damit gebrauchswertorientierten Regionalmärkten das Vertrauen in die Kaufkraft eines Wertsymbols. Doch das auf den internationalen Märkten entstandene universelle Tauschmittel in Form eines reinen Wertzeichens (Zeichengeld) erwies sich in Anbetracht der immer umfangreicher werdenden Warenpaletten als hilfreich. Die Vorteile des Geldhandels gegenüber dem Naturaltausch lagen zumindest für die Fernhändler klar auf der Hand.

Heinrich Barth berichtet vom komplizierten Naturaltausch auf afrikanischen Regionalmärkten, der es ihm erst mittels mehrerer Zwischenhandelsgeschäfte ermöglichte, die gewünschte Ware einzutauschen.⁴⁵ Dobrizhofer weiß ähnliches aus Paraguay zu berichten:

When a housewife wanted to purchase candles, she took to the shop a basket containing various goods, such as cotton, tea, tobacco, sugar, salt, etc. The seller of candles chose among these goods a quantity corresponding to the fixed value of the candles.⁴⁶

Wenn eine Hausfrau Kerzen erstehen wollte, ging sie mit einem Korb zum Geschäft in dem sich verschiedene Güter befanden, wie Baumwolle, Tee, Tabak, Zucker, Salz und so weiter. Der Verkäufer der Kerzen wählte aus diesen Gütern eine Menge aus, die dem Wert der Kerzen entsprach.

Deshalb haben sich wahrscheinlich die an das Metallgeld gewöhnten Fernhändler bemüht, solches Geld auch auf den Regionalmärkten in Gebrauch zu bringen. In vielen Gegenden existierte aber bereits ein erfolgreiches regionales Tauschmittel – Salz. Es zu verdrängen, fiel nicht leicht.

Salzgeld

Unter den verschiedenen Nutzgeldarten zeichnete sich Salz durch gute Lagerfähigkeit, allgemeinen Bedarf und ein für die Regionalmärkte ausreichendes Verhältnis zwischen Gewicht bzw. Volumen und Tauschwert aus. D.h. es konnten genügend große Warenmengen mittels transportabler Salzmengen ausgetauscht werden.

Für den Gebrauch von Salz als Tauschmittel gibt es entsprechend zahlreiche Berichte. Salzgeld gab es in Afrika⁴⁷, vor allem in Nordafrika und der Sahara, sowie im Kongo⁴⁸ und im Sudan⁴⁹. Auch auf verschiedenen Pazifikinseln wurde Salz als Zahlungsmittel verwendet⁵⁰. In Amerika gab es Salzgeld mindestens in Peru⁵¹. In China⁵² und Indien⁵³ diente es in den verschiedenen Provinzen unterschiedlich lange als Nutzgeld.

In Äthiopien⁵⁴ war es „in besonders rückständigen Regionen“⁵⁵ noch im 18. Jahrhundert ein übliches Zahlungsmittel. Paul Einzig's Bericht ist zu entnehmen, dass es hier bereits den Status von Zeichengeld besaß.

“Only the black bars are accepted as a medium of exchange. White salt of much finer quality is only taken at its commodity value which is much lower. Moreover, in many districts only faultless bars are accepted as money.”⁵⁶

„Allein die schwarzen Salzbarren werden als Tauschmittel akzeptiert. Weißes Salz von viel besserer Qualität wird nur zu seinem gewöhnlichen, viel geringeren Wert gehandelt. Mehr noch, in vielen Bezirken werden nur fehlerfreie Barren als Geld akzeptiert.“

Das durch lange Verwendung als Zahlungsmittel, infolge häufigen Wechselns von Hand zu Hand schwarz gewordene Salz, dessen Gebrauchswert dadurch verständlicherweise gesunken war, besaß wegen des Vertrauens, den sein sichtbar langer Gebrauch als Zahlungsmittel vermittelte, einen Tauschwert, der seinen Gebrauchswert deutlich überstieg. Die schwarzen Salzbarren waren Wertsymbol.

Gleichzeitig kam den Salzbarren zugute, dass sie, wenn nötig, teilbar waren – wobei sie dadurch sicher einen Teil ihrer Kaufkraft verloren. Zumindest berichtet Einzig unter Berufung auf Cheeseman:

“A woman goes to the market with a bar, and when small purchases are made she breaks off a bit of salt and pays with it.”⁵⁷

“Eine Frau geht mit einem Salzbarren zum Markt und wenn kleine Zahlungen zu tätigen sind, bricht sie etwas von dem Salz ab und zahlt damit.“

Zu seiner Teilbarkeit und allgemeinen Begehrtheit trat die Lagerfähigkeit.

“To some extent at any rate salt serves as a store of value.”⁵⁸

“Bis zu einem gewissen Grad dient Salz als Wertaufbewahrungsmittel.”

Salz, ein – im Gegensatz zu den Metallbarren – tatsächlich allgemein begehrtes Gut schien auf den regionalen Märkten als universelles Tauschmittel bestens geeignet und hat diese Funktion teilweise wohl Jahrtausende erfolgreich ausgefüllt. Es durch Metallgeld zu ersetzen, fiel dort, wo es die Jahrtausende überdauert hatte, entsprechend schwer.⁵⁹ Schließlich lässt sich selbst schwarzes Salz notfalls noch als Lecksalz für die Tiere verwenden. Einen Metallbarren muss man hingegen erst schmieden, Münzen gar erst einschmelzen, um daraus Gebrauchsgegenstände schaffen zu können. Edelmetall ist in seiner Verwendbarkeit zudem begrenzt, denn es lassen sich zwar Schmuckstücke sowie Gefäße, aber keine Werkzeuge daraus fertigen.

In manchen Gegenden fand Metallgeld jedoch schon früh breite Akzeptanz. Ausgangspunkt waren die Fernhändler, die eigene Barren herstellen und mit ihrem Namen stempeln ließen. Mit dem Stempel garantierten sie, dieses Metallstück zu einem festen Wert in Zahlung zu nehmen. Doch diese privaten Emissionen waren zu gering, um Metallgeld zu einem allgemeinen Zahlungsmittel zu machen. Erst als der Staat in großem Umfang Münzen prägte und zugleich einen festen Münzwert garantierte, begann der Siegeszug der Münze.

Dass der Staat Münzen prägt, erscheint heute so selbstverständlich, dass uns das Erstaunliche dieses Vorgangs nicht bewusst wird. Wir sind den Geldgebrauch nicht nur gewöhnt, wir sind vom Geld als Tauschmittel so ab-

hängig, dass wir die Mängel des Geldes, seinen schleichenden Wertverfall, gezwungenermaßen erdulden. Der an Naturaltausch gewöhnte antike Mensch hätte ein inflationäres Geld hingegen niemals akzeptiert. Um Münzgeld akzeptabel zu machen, musste der Staat dessen Wertstabilität garantieren. Wie ihm das gelang, darüber gibt es einen langen Streit. In Georg Friedrich Knapps Buch „Staatliche Theorie des Geldes“ findet er einen gewissen Abschluss.

Geldwert Folge juristischer Festlegung oder des Wirkens von Marktkräften

Knapp stellt in seinem Buch „Staatliche Theorie des Geldes“ die These auf:

„Das Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung; es ist im Laufe der Geschichte in den verschiedensten Formen aufgetreten ..., ... eine Theorie des Geldes kann daher nur eine rechtsgeschichtliche sein.“⁶⁰

Es gelingt Knapp allerdings nicht, seine Eingangsthese insofern zu begründen, als Geld ein *ausschließliches* Konstrukt *juristischer* Festlegungen ist. Dazu fehlt in seinem Buch der historische Nachweis. Vielmehr stellt er fest, dass Staaten sich in ihrer Währungspolitik auch von *außenwirtschaftlichen* Überlegungen leiten lassen *müssen*, da ihre Rechtsakte sonst wirkungslos bleiben oder negativ wirken. Um das Entstehen und Wirken der staatlichen Gelderlasse zu verstehen, muss man die wirtschaftlichen Zusammenhänge kennen, die die Erlasse hervorgebracht, erzwungen oder wirkungslos gemacht haben. Recht und Gesetz können nur bei Berücksichtigung der Marktgesetze greifen. Menger sieht denn auch ein Durchdringen von staatlicher Rechtssetzung und ökonomischen Gesetzmäßigkeiten.

„Die Jurisprudenz ist im Rechte, wenn sie in denjenigen Fällen, in denen die Eigenart des Geldes im Kreise der übrigen Güter eine spezielle Regelung der betreffenden Rechtsverhältnisse verlangt, eine solche tatsächlich vornimmt. Es ist indes klar, dass hieraus keineswegs gefolgert werden kann, dass das Geld ein Vermögensobjekt sei, dessen Verkehrswert sich nicht nach den ökonomischen Gesetzen des Gütertausches richte, dass es ein bloßes Wertzeichen, eine Verkehrsmarke, eine Anomalie der Volkswirtschaft sei. Die Irrlehre, dass das Geld ein „abstraktes Wertquantum“ darstelle, das der Staat durch bloße deklaratorische Akte nach Willkür regeln könne, findet wohl in einzelnen Stellen des Corpus juris, nicht aber in der notwendigen speziellen Regelung von Rechten, die Geld zum Objekt haben, eine Stütze.“⁶¹

Der theoretische Streit um die Vorherrschaft von Staat oder Markt, bzw. von juristischen oder ökonomischen Gesetzen lässt sich am ehesten beilegen, wenn wir untersuchen, wie es dem Staat gelang, den Tauschwert seiner Münzen zu garantieren.

Fakt ist, wie der Numismatiker Howgego am Eingang dieses Kapitels feststellt, dass „Münzen zuerst dazu benutzt wurden, um Söldner zu bezahlen“. Weil vor dem massenhaften Auftreten staatlicher Münzen jedoch vereinzelt privat gestempelte Metallstücke gefunden wurden, scheint fraglich, ob die Münze ursprünglich privater oder staatlicher Natur ist. Howgego schränkt seine Feststellung, dass die ältesten gefunden Münzen zweifelsfrei aus staatlicher Prägung stammen, deshalb ein:

Die literarischen Überlieferungen wie auch die anderen schriftlichen Zeugnisse sind jedoch völlig unzureichend, um eine Entscheidung zwischen den konkurrierenden Hypothesen zu erlauben.⁶²

Er selbst bezieht Stellung, wenn er wenig später ausführt,

... es gibt in der gesamten Antike keinen einzigen sicheren Beleg dafür, daß Münzen von Privatpersonen produziert wurden.⁶³

Der Streit lässt sich leicht beilegen. Wie Fundstücke belegen, kommt dem Staat nicht der Ruhm zu, das Prägen von Metallstücken erfunden zu haben. Doch das vereinzelt Prägen von Metallstücken durch Privatpersonen stellt noch keine Münzprägung dar. Erst durch die Quantität staatlicher Münzproduktion wurde eine neue Geldqualität geschaffen – das im Regionalhandel von allen nutzbare Metallgeld. Der Vorteil gegenüber früheren Geldformen lag in der großen Menge standardisierter Stücke, deren Wert vom Staat garantiert war.

Doch worin bestand diese Garantie? Nicht darin, dass der Staat (gemäß Knapps „Staatlicher Theorie des Geldes“) ein Gesetz erließ, in dem er den Wert der Münzen festlegte. Ein solches Gesetz hätte keine Wirkung erzielt, denn nichts hätte ihn hindern können, dieses Gesetz später zu ändern. Vielmehr verschaffte der Staat seinen Münzen Wert, indem er sich verpflichtete, diese Münzen jederzeit bei Steuerzahlungen seiner Bürger zu akzeptieren. Indem die vordem in Naturalien entrichteten Steuern in Münzen umgerechnet wurden, wurde den Münzen ein Warenwert zugewiesen und so letztlich ihre Kaufkraft auf dem Markt festgesetzt. Während nach Howgego

die Notwendigkeit, staatliche Zahlungen zu leisten, ein wichtiger Grund für die Produktion von Münzen in der Antike war...⁶⁴

erfahren die staatlichen Münzen erst durch das Festsetzen der Naturalsteuern in Münzen eine Wertgarantie. Kein hoheitlicher Akt, sondern eine Interaktion zwischen Staat und Markt ermöglichten das Entstehen des Münzgeldes. *Zum Geldschöpfer konnte der Staat nur werden, weil er Teil eines Geldkreislaufes war. Als Finanzier der Landesverteidigung brachte er das von ihm geschaffene Geld in Umlauf, als Steuereintreiber forderte er es von den Bürgern zurück. Ohne Geldforderungen an seine Bürger hätte er den Wert seiner Münzen nicht garantieren können.*

Es war nur möglich, die Söldner mit staatlich geprägten Münzen zu bezahlen, weil diese mit dem Geld auf dem Markt einkaufen konnten. Die Kaufleute akzeptierten den Wert der Münzen aber nicht, weil der Staat ihnen per Gesetz einen Wert zuwies, sondern weil sie notwendige Zahlungen an den Staat in eben diesen Münzen leisten konnten. Da jeder Marktteilnehmer steuerpflichtig war und die Steuer leichter in Münzen als Naturalien zu entrichten waren, war jeder bestrebt zumindest einen Teil seiner Waren gegen Münzen herzugeben. Nur weil der Staat Zahlungsverpflichtungen und Zahlungsforderungen hatte, konnte er Münzgeld schaffen.

Durch Einführen der Münze wurde die Naturalwirtschaft keineswegs vom Geldhandel verdrängt (siehe Kapitel 6). Doch durch Akzeptanz der Münzen als Steuerzahlungsmittel wurde eine Nachfrage nach ihnen geschaffen, die im Zusammenhang mit den Erleichterungen, die die standardisierten Zahlungsmittel im Handel brachten, zum raschen Durchsetzen des Münzgeldes führten. Der Rest war Gewohnheit und ergibt sich nach Gerloff aus

... dem Verhältnis von Führer und Masse und dem Erfolg als treibender Kraft. Die Führer gäben das Vorbild; der Anteil der Masse bestehe wie bei allem gesellschaftlichen Handeln darin, daß sie die Übung schaffe, im Falle des Geldes die Massengewohnheit der Annahme.⁶⁵

Erleichtert wurde der Erfolg der Münze dadurch, dass sie dem Kleinhändler ermöglichte, auch ohne Kenntnis von Schrot und Korn – d.h. von Gewicht und Legierung des Zahlungsmittels – Zahlungen zu leisten. Der Wert dieses neuen Tauschmittels hing für ihn nicht mehr vom Warenwert der Münze ab, sondern von ihrem aufgeprägten nominalen Wert. Die Münzen musste man nicht mehr wiegen, um ihren Wert zu bestimmen. Durch Addition der Nominalwerte konnte man mittels Münzen Wert abzählen. Die Münzen waren Zählgeld. Nun wurden keine Warenwerte mehr getauscht, sondern Waren bezahlt.

So folgerichtig uns der Siegeszug der Münze heute erscheint, so erstaunlich ist er rückblickend. Denn die entscheidendste Frage ist bis heute ungeklärt. Woraus ergibt sich der Wert der Münze?

5. Münzwert

Das Verschwimmen der Wertkategorien

Die altherkömmliche Vorstellung, dass das Geld als solches irgend einen selbstständigen, mehr oder weniger unveränderlichen inneren Wert besitzt, an dem die Tauschwerte der eigentlichen Waren sich so zu sagen vergleichen oder messen, dürfte heute keinen wissenschaftlichen Verteidiger mehr besitzen, obwohl Nachklänge derselben auch in der neueren Litteratur über das Geld zuweilen verspürt werden können.

Knut Wicksell⁶⁶ (1898)

In der Münze hatte sich der Wert des Tauschmittels endgültig von dessen Warenwert gelöst. Gerade deshalb bemühte man sich bis in die Gegenwart, glaubhaft zu machen, dass der Tauschwert der Münzen auf ihrem Metallwert beruhte. Dabei hatte der Prozess des Loslösen der beiden Wertgrößen bereits vor dem Entstehen der Münzen mit der Entwicklung der Kümmerformen des Geräte- und Barrengeldes begonnen. In den später einsetzenden Münzverschlechterungen setzte sich das Auseinanderdriften zwischen Tauschwert und Warenwert nur weiter fort. Doch während Geldtheoretiker seit der Antike über den Zusammenhang zwischen dem inneren Wert der Münze und ihrem Tauschwert streiten, geht dieser Streit an der Frage nach dem Ursprung des Geldwertes vorbei. Die Münzgeldgeschichte kennt viele Beispiele, in denen sinkender Metallgehalt keine sinkende Kaufkraft und steigender Metallgehalt keine steigende Kaufkraft verschaffte. Doch statt dieser Beispiele werden jene stets zelebriert, aus denen sich ein Zusammenhang zwischen Metallgehalt und Tauschwert der Münzen zu ergeben scheint. Allerdings nur, wenn man die Geldveränderungen ohne Blick auf das zeitgleich existierende Warenangebot untersucht. Solange man den Zusammenhang zwischen Geld und Ware ausblendet, bleibt jede Geldtheorie bedeutungslos. Erst durch den Vergleich des gleichzeitig auf dem Markt erscheinenden Geld- und Wa-

renangebotes (Kapitel 20.1 im Buch) wird offenbar, dass der innere Wert des Geldes für dessen Tauschwert nur von ideeller Bedeutung ist.

Geld ist keine Ware, sondern Kaufkraft für Ware. Während der Tauschwert – also der Preis – einer Ware ihren Herstellungskosten entsprechen sollte, ergibt eine solche Wertbeziehung für Geld kaum Sinn. Der Münzwert, d.h. der Tauschwert bzw. die Kaufkraft der Münze müsste danach den Metallkosten plus Prägekosten entsprechen. Der Münzwert ergäbe sich also nicht allein aus den Metallkosten. Vielmehr ließe sich der Münzwert durch hohe Prägekosten beliebig steigern. Welche Wertsteigerung erfährt das Münzmetall aber durch das Prägen?

Während durch das Verarbeiten von Leder zu einer Tasche oder einem Paar Schuhe der Gebrauchswert des Leders zunimmt, erhöht sich der Gebrauchswert des Münzmetalls durch die Qualität des Prägebildes nicht. Natürlich verschafft erst das Prägen dem Metallstück Münzwert. Doch die Schönheit des Münzbildes und die Höhe der Prägekosten vermögen zwar die *Akzeptanz* der Münze, nicht aber den Gebrauchswert des Münzmetalls zu steigern. Allerdings liegt der Gebrauchswert des Münzmetalls letztlich in seiner Akzeptanz als Münze. Weil das Münzprägen Voraussetzung für den Münzgebrauch ist und der Gebrauch von Münzen den Handel erleichtert, erhöht sich infolge Münzprägung die gesamtwirtschaftliche Produktivität. Die nicht direkt wertschöpfende Arbeit der Geldherstellung rentiert sich auf dem Umweg der gesamtwirtschaftlichen Produktivitätserhöhung infolge Handelserleichterungen. Durch Münzgeld kann Zwischenhandel vermieden werden. Arbeitspotential, das vormit mit Warenumsatz beschäftigt war, steht nun für die Warenproduktion zur Verfügung. Das Warenangebot nimmt folglich in Umfang und Vielfalt zu, was weitere Arbeitsteilung gestattet, die zusätzliche Produktivitätssteigerung bewirkt.

Der Gebrauchswert der Münze schlägt sich in gesamtwirtschaftlicher Leistungssteigerung nieder, die aus der Akzeptanz der Münzen auf dem Markt resultiert. Diese Akzeptanz mag vom Metallgehalt der Münzen oder vom Prägebild abhängen. Ursächlich für den Wert der Münze sind aber nicht der Metallgehalt oder das Münzbild, sondern das Vertrauen in deren Wert. Augenscheinlich wird das beim modernen elektronischen Geld mit dem wir per Überweisung beispielsweise unsere Miete bezahlen. Es besitzt keinerlei materielle Gestalt und leistet doch ähnliches wie das Edelmetallgeld der Antike. Es macht uns den mit der Ausweitung der Geldwirtschaft verbundenen Wandel der Wertvorstellungen deutlich.

Der gebrauchswertorientierte Mensch der Antike bedurfte der Illusion, dass sich der Tauschwert der Münze aus ihrem Metallgehalt, also aus einem dinglichen Wert ergibt. Der moderne Mensch akzeptiert abstrakte Wertbegriffe wie Urheberrechte genauso wie entmaterialisiertes Geld. Der Wandel der Wertvorstellungen – das Lösen des Tauschwertes bzw. der Kaufkraft vom sich aus den Herstellungskosten ableitenden Warenwert – setzt mit den Kümmerformen ein und schreitet in der Münze fort. Der Tauschwert der Münze war niemals ein Resultat des Warenwertes der Münze, sondern Folge des Vertrauens, dass der Staat den Münzwert garantiert. Doch wie sicherte der Staat den Geldwert? Wie hatte sich ein bis heute unverstandenes⁶⁷ und unbeherrschbares Geldsystem durchsetzen können?

6. Münzerfolg

Naturalwirtschaft als Stabilisator

Die landläufige Auffassung von Natural- und Geldwirtschaft als ökonomischer Zeitenfolge in geradlinigem Aufstieg der Entwicklung von den Primitiven und dem grauen Altertum zur Kulturhöhe unserer Gegenwart bricht zusammen, sobald man sich der großen Vielgestaltigkeit bewusst wird, welche die Quellen allüberall zutage treten lassen. Diese Pluralität historischer Phänomene macht es unmöglich, die Wirklichkeit in ein so simples Schema einzuzwängen.

Alfons Dopsch⁶⁸ (1930)

Die unterschiedlichen Schwierigkeiten, die das Einführen von Münzgeld im Zuge der Kolonialisierung bereitete, haben uns viel über die Beständigkeit älterer Nutz- und/oder Prestigegeldsysteme gelehrt.⁶⁹ Die alten Geldsysteme, ja die gesamten sozioökonomischen Gefüge mussten oft gewaltsam zerstört werden, um dem Geld der Kolonialherren Akzeptanz zu verschaffen. Erst dann waren die Menschen zur Lohnarbeit bzw. Lohnsklaverei bereit. Im Gegensatz dazu kann das ursprüngliche Durchsetzen des Münzgeldes nicht gewaltsam erfolgt sein. Denn seinerzeit war der Nutzen des Münzgeldes schwer abzusehen, weshalb für seine gewaltsame Durchsetzung keine Lobby vorhanden war.

Im Kapitel 4.8 wurde festgestellt, dass die Wertbestimmung des Münzgeldes zunächst durch Festsetzen der an den Staat abzuführenden Naturalsteuern in Münzgeld erfolgte. Doch bevor der Staat einen Teil seiner Münzen durch Steuereinnahmen zurück erhielt, brachte er diese durch Soldzahlungen in Umlauf. Wie gelang es dem Staat sicherzustellen, dass seine Söldner für dieses Geld entsprechende Waren auf dem Markt vorfanden? Tatsächlich kümmerte sich der Staat nicht um die Warendeckung seines Geldes. Als Geldemittent war er weder selbst Warenproduzent, noch übte er seinerzeit Kontrolle über die Warenproduktion aus. Gelddeckung und daraus folgende Geldwertstabilität ergaben sich allein dadurch, dass das Warenangebot die Geldmenge überstieg und das Münzgeld anderen Zahlungsmitteln gegenüber bevorzugt wurde.

Möglich war das, weil mit dem Einführen des Münzgeldes die Warenproduktion nicht erst in Gang gesetzt wurde. Sie fand seit Jahrtausenden statt und wurde durch das Münzgeld lediglich erleichtert. Die ursprüngliche Warenproduktion folgte nicht aus einer monetären Vorinvestition, sondern war Nebenprodukt der Entwicklung von Nahrungsvorräten.

Dass dem Geldhandel überall ein Tauschhandel vorausging, belegen nicht nur ethnologische Berichte, sondern auch archäologische Funde und bildliche Darstellungen. So zeigt ein ägyptisches Grabrelief aus dem Alten Reich (2640-2155 v.u.Z.) Marktszenen, bei denen landwirtschaftliche Produkte gegen handwerkliche getauscht werden.⁷⁰ Der Handel erfolgte naturalwirtschaftlich durch wertäquivalenten Tausch zweier Gebrauchsgegenstände die wahlweise Ware oder Geld darstellen konnten. Beide Tauschwerte konnten nach dem Handelsakt entweder konsumiert oder weitergetauscht werden. Solange es zwischen Ware und Geld noch keine Funktionstrennung gab, weil jede Ware auch Geld sein konnte, gab es weder Mangel, noch Überfluss an Nutzgeld. *In einer Naturalwirtschaft konnten weder die Geldmenge noch die Geldverteilung* zu wirtschaftlichen Störungen führen. Mit dem Münzgeld als Vollendung der Kümmerformen des Gerätégeldes entsteht im Ergebnis eines etwa zwei Jahrtausende dauernden Prozesses ein Zeichengeld, das ausschließlich Geldfunktion besitzt. Infolge der Funktionstrennung kann sich die Geldherstellung von der Warenproduktion lösen. Damit entfernen sich Geldmenge und Geldverteilung von den Bedürfnissen des Handels.*

Das Abkoppeln der Geldherstellung von der Warenproduktion erscheint selbstverständlich, ist dabei jedoch höchst problematisch. *Erst die Ware verschafft dem Geld Wert. Der Wert des Geldes ist seine Kaufkraft. Die Kaufkraft besteht in dem Warenwert, den Geld zu kaufen in der Lage ist.* Der Wert des Geldes entsteht auf dem Markt, der ursprünglich ein reiner Warenmarkt war (weder Finanzpapiere noch Eigentumsrechte etc. waren käuflich). Trotz dieses Wertzusammenhanges hat es seit Entstehen des Münzgeldes nie eine Kopplung der Geldmenge an die Warenmenge gegeben. Nichtsdestotrotz resultierte die Geldschöpfung durch Münzprägen Jahrtausende lang aus dem Bedarf der jeweils regierenden Münzherren und nicht aus dem Bedarf des Marktes.

Obwohl es auch andere Möglichkeiten gab, stellt die Überlieferung mit Nachdruck heraus, daß Staatsausgaben bei weitem das wichtigste Mittel waren, mit dem Münzgeld in der Antike in den meisten Fällen in Umlauf gebracht wurde.⁷¹

* Eine hinreichende Geldverteilung war gesichert, solange alle Gesellschaftsmitglieder an Produktion oder Verteilung der Waren beteiligt waren und so Zugang zu Nutzgeld hatten.

Der antike (wie der feudale) Staat prägte so viel Münzen, wie zum Bezahlen der Soldaten, zum Errichten öffentlicher Bauten und zur Finanzierung des Hofstaates benötigt wurden. Die Staatsausgaben bestimmten die Geldmenge. Eine unabhängig von der Warenproduktion stattfindende Geldschöpfung musste früher oder später Inflation auslösen, weil sich die Geldmenge durch fortgesetzte Münzprägung stetig vermehrte. Denn Münzen sind – anders als das bisherige Nutz- bzw. Naturalgeld – ein unvergängliches Tauschmittel. Während die Münzen sich durch ihren Gebrauch als Zahlungsmittel nicht verbrauchten, lösten sich die ihnen erst Wert verleihenden Waren durch Konsum fortwährend auf. *Während die Geldmenge durch kontinuierliche Münzproduktion stetig wuchs, sicherte kontinuierliche Warenproduktion nur ein gleich bleibendes Warenangebot.* Der Wertkonflikt war vorprogrammiert, siehe Abbildung 1.

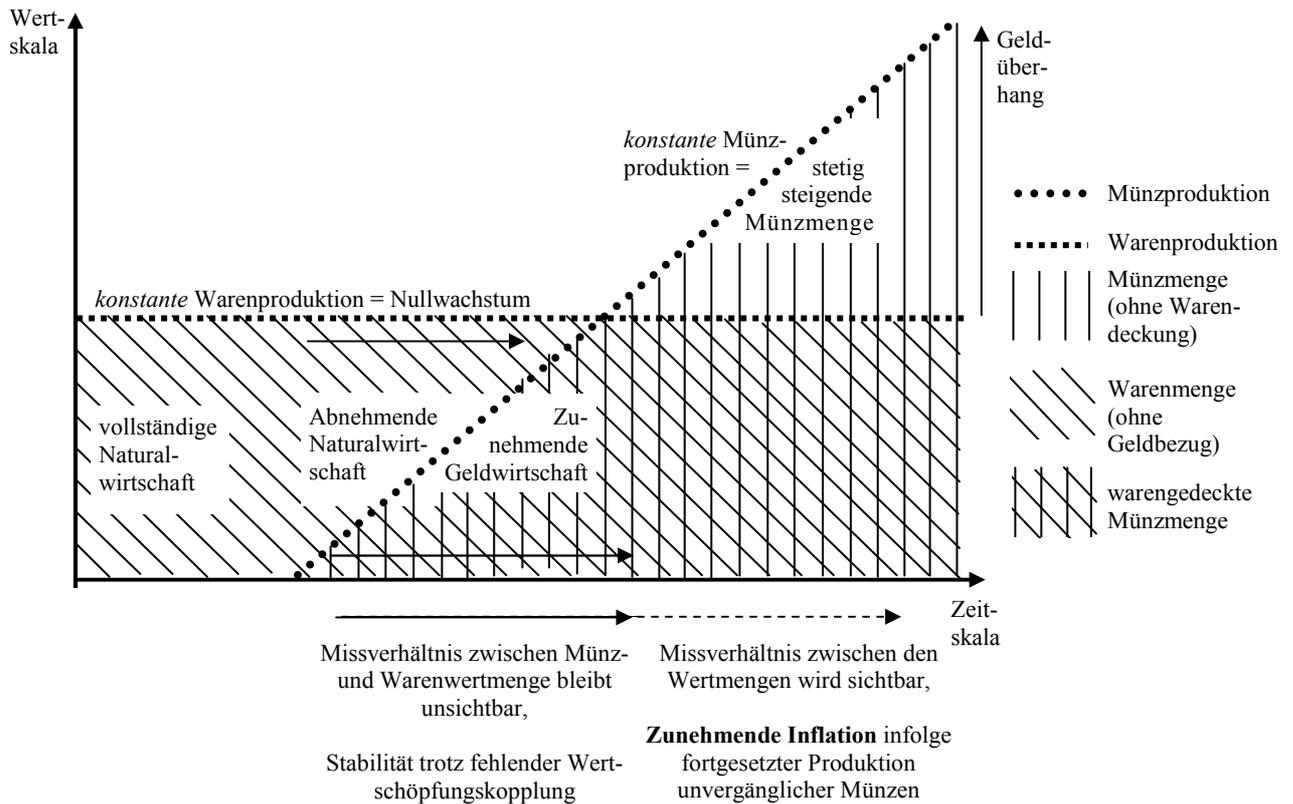


Abbildung 1: Wertschöpfungskonflikt bei konstanter Waren- und Münzproduktion
Das Münzvolumen übersteigt allerdings erst lange nach Einsetzen der Münzprägung das Warenvolumen. Dann mündet die fehlende Kopplung zwischen Geld- und Warenwertschöpfung in einer Inflation.

Da der Gesamtmünzwert zunächst unterhalb des Gesamtwarenwertes lag, blieb der Wertschöpfungskonflikt lange unsichtbar. (Wer meint, das Verhältnis der Geldmenge zur Warenmenge sei unwichtig, weil unvergängliches Geld beliebig viele Tauschvorgänge durchführen und deshalb beliebig große Warenmenge zu tauschen vermag, wird auf die Ausführungen im Kapitel 20 im Buch verwiesen.) Hier ist zunächst festzustellen, dass das im Verhältnis zur Geldmenge wesentlich größere Warenangebot das Einführen der Münzen auf dem Markt überhaupt erst möglich gemacht hat. *Entstehung und Ausbreitung der Geldwirtschaft war nur möglich, weil bereits eine funktionierende Naturalwirtschaft existierte.* Als die Münze auf dem Markt erschien, trat sie als Tauschvermittler zwischen die Waren, die sich zuvor ohne diesen Vermittler gegeneinander getauscht hatten. Erst Jahrhunderte nach dem Einführen der Münze begann die Geldmenge die Warenwertmenge zu übersteigen. Dieser Zeitpunkt wird durch zwei entgegenwirkende Prozesse verzögert. Zum einen bewirkte der Geldhandel eine Steigerung der gesamtwirtschaftlichen Produktivität wodurch das Warenangebot stieg. Zum anderen reduzierte sich durch private Geldhortung die nachfragende Geldmenge. Abbildung 2 zeigt das verzögerte Sichtbarwerden des Wertschöpfungskonfliktes.

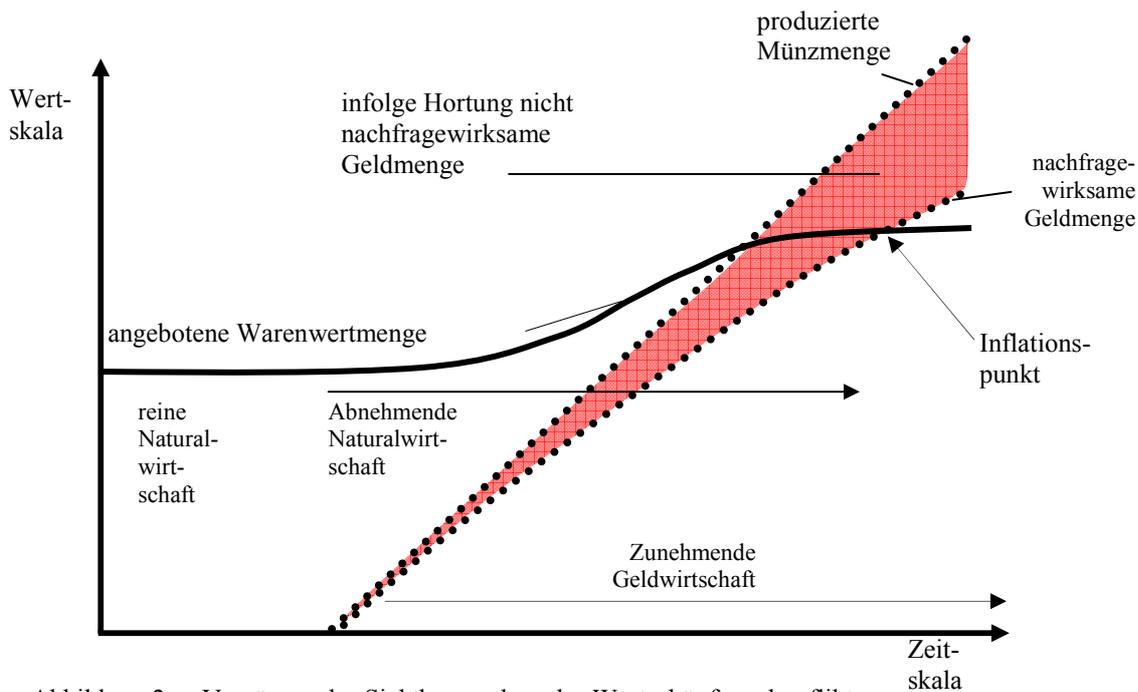


Abbildung 2: Verzögern des Sichtbarwerdens des Wertschöpfungskonfliktes
Ein wachsendes Warenangebot sowie ein Vermindern der erzeugten Geldmenge durch Horten verzögert das Ausbrechen der Inflation.

Trotz zeitweiser Produktivitätssteigerung wuchs die Warenmenge nicht fortwährend. Irgendwann stieß das Wachstum an natürliche Grenzen und die Warenproduktion stagnierte. Während weitere kontinuierliche Warenproduktion eine stets gleichbleibende Warenmenge hervorbrachte, vermehrte sich durch fortgesetzte kontinuierliche Münzproduktion die Geldmenge stetig. Allerdings verschwand ein Teil des unvergänglichen Münzgeldes durch Horten oder Abwandern ins Ausland (Handelsbilanzdefizite) aus dem Kreislauf. Im Römischen Reich haben privates Geldhorten und Handelsbilanzdefizite, wie Berichte und archäologische Funde bezeugen, einigen Einfluss auf die im Inland nachfragewirksame Geldmenge gehabt. Das Missverhältnis zwischen Geld- und Warenwertmenge wurde dadurch aber nur zeitweise vermindert.

Schwerwiegender beeinflusste die zunehmende Ungleichverteilung des Geldes, dessen Funktion als Tauschmittel. Ähnlich wie heute verfügte eine kleine Oberschicht über gigantische Geldvermögen, während die Mehrheit der Bevölkerung immer schwerer in den Besitz von Tauschmittel gelangte. Durch staatliche Geldschöpfung wurde zwar immer wieder Geld unter der Bevölkerung verteilt, wegen der Konzentration von Geld und Eigentum in wenigen Händen wanderte dieses Geld aber schnell in die privaten Geldhorte und vermehrt sie. Infolgedessen zerstörten die ab dem 2. nachchristlichen Jahrhundert⁷² zunehmenden Geldkrisen nach und nach das Gemeinwesen.

7. Münzversagen

Staatskrise infolge Geldentwertung

Je schlechter[†] das Geld, desto loser der Zusammenhalt der Gesellschaft, je besser das Geld, desto inniger die Vereinigung der Individuen zum Sozialkörper.

Volkmar Muthesius⁷³ (1948)

Nachdem der Staat Jahrhunderte lang Geld nach Gutdünken geschaffen hatte, erschien der in der römischen Kaiserzeit zunehmende Kaufkraftverfall unerklärlich. Diocletian[‡] (Kaiser von 284-306) versuchte, die Inflation

[†] Muthesius meint nicht die Wertunbeständigkeit des Geldes im Sinne Thomas Greshams, sondern die Akzeptanz des Geldes als Tauschmittel. Ohne allgemein akzeptiertes Geld funktioniert die Warenzirkulation nur stockend. Ohne gesicherte Warenversorgung der Bevölkerung gibt es keinen stabilen gesellschaftlichen Zusammenhalt.

[‡] Kaiser Diocletian gelang es nach der Ära der Soldatenkaiser, die durchschnittlich nur jeweils 2 Jahre regierten, bevor sie von ihren einstigen Anhängern ermordet wurden, noch einmal politische Stabilität im Römischen Reich herzustellen.

durch wiederholte Preisedikte zu beenden. Doch seine allerorts in Stein gemeißelten Festpreise blieben ohne Wirkung. Es lag nicht in der Macht des Staates, die Kaufkraft des Geldes zu definieren. Die unentwegte staatliche Geldschöpfung hatte einen nicht durch Waren gedeckten Geldüberhang erzeugt, der nun zur Geldentwertung führte.

Das zunehmende Versagen des Tauschmittels[§] zerrüttete die Wirtschaft und infolgedessen die Gesellschaft. Dass der Wertverlust aus der freien Münzprägung des Staates resultierte, die seit Jahrhunderten praktiziert wurde, war unverständlich. Weil die Krise des Münzgeldes erst nach einer langen Zeit erfolgreicher freier Prägung einsetzte, konnte ihre Ursache durch eine unhistorische Analyse nicht aufgedeckt werden.

Auch wenn das monetäre Versagen nur eine Ursache für den Untergang des Römischen Reiches war, trug es zweifelsfrei wesentlich zum kulturellen Verfall Europas bei. Die sich entwickelnden Feudalstrukturen sind Folge des Scheiterns des antiken Geldwesens. Doch die Rückkehr zum Naturalhandel bewirkte einen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Niedergang.

Dopsch zeigt in seinem Buch „Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft in der Weltgeschichte“, dass Naturalwirtschaft mit der Einführung der Geldwirtschaft nicht verschwunden ist, sondern dass beide Wirtschaftssysteme bis in die Gegenwart fortwährend mehr oder weniger intensiv nebeneinander existieren. Während die vor der Münzentstehung vorhandene Naturalwirtschaft das Durchsetzen der Geldwirtschaft erst ermöglichte, federte das Fortbestehen der Naturalwirtschaft die wiederholten Krisen des Münzgeldsystems ab. Ein bruchloser Rückfall in die Naturalwirtschaft war allerdings nie möglich. Dafür liefert Dopsch Beispiele aus der Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit. Auch nach dem Erscheinen seines Buches 1930 kam es immer wieder zur Ausweitung von Naturalhandel infolge des Versagens der Geldwirtschaft. So dienten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland Lebensmittelmarken, Naturalien oder Zigaretten⁷⁴ als Tauschmittel. In Osteuropa lebte die Naturalwirtschaft nach dem Zusammenbruch des Sozialismus wieder auf. In den Ländern der sogenannten 3. Welt gehört Naturalwirtschaft bis heute zum Alltag. Durch die seit Jahren anhaltende Finanzkrise schwebt die Gefahr eines globalen monetären Versagens mit allen bekannten Folgen über der Welt.

Im Zusammentreffen des gesellschaftlichen und monetären Zusammenbruchs im Nachkriegsdeutschland sieht auch Muthesius eine allgemeine Gesetzmäßigkeit. Monetäre Krisen werden stets von gesellschaftlichen begleitet. Seit Entstehen des Münzgeldes hängt das Schicksal der Staaten immer und überall vom Funktionieren ihres Geldsystems ab. Gelingt es dem Staat nicht, ein Versagen des Geldsystems zu verhindern, zerstört der wirtschaftliche Niedergang auch die politischen Machtverhältnisse.

Nach dem Untergang des weströmischen Reiches dauert es 700 Jahre bis Europa mit einer Welle von Städtegründungen zu einem neuen Aufschwung ansetzte. Selbst jetzt war Europa infolge des Untergangs Westroms noch stark entvölkert. Die kulturellen und bevölkerungspolitischen Auswirkungen des Untergangs des Römischen Reiches machen deutlich, welche Verantwortung der Staat mit der Einführung des Münzgeldes auf sich geladen hat.

Indem die Römische Republik um 300 v.u.Z. durch Proklamation Münzen als staatliches Zeichengeld einführte, forcierte sie die allmähliche Auflösung subsistenzwirtschaftlicher (selbstversorgender) Produktionsstrukturen und naturalwirtschaftlicher Tauschsysteme. Mit der Zerstörung der sich selbst regulierenden Wirtschaftsstrukturen durch staatliche Eingriffe fiel dem Staat die Aufgabe zu, das Funktionieren der Wirtschaft zu sichern.

Dieser Aufgabe gerecht zu werden, war und ist für den Staat eine Überlebensfrage.

Je mehr das staatliche Münzgeldsystem die Bedürfnisbefriedigung der Menschen vom Geld abhängig machte, wurde es notwendig, allen einen Zugang zu Geld zu sichern. Dieser Zugang sollte vorzugsweise durch *den Lebensunterhalt angemessen sichernde* ! Lohnarbeit gewährt werden, wobei für Kranke und Alte ein Alimentationssystem sinnvoll ist. Bereits die Römer hatten indessen ein umfassendes staatliches Alimentationssystem für alle in Rom lebenden Staatsbürger geschaffen. Durch das Verteilen von Getreide an die Stadtarmut wurden die sozialen Spannungen gemindert. Das Almosensystem stellte jedoch eher eine kurzfristige Problemlösung dar, weil es die Abhängigkeit der Individuen vom Staatswesen verstärkte und so Hilfe zur Selbsthilfe verhinderte. Der Zusammenbruch des Reiches und der daraus folgende Zusammenbruch des Alimentationssystems ließ die Abhängigen ohne Hilfe zurück, da ihnen Fähigkeiten und Mittel zur Selbstversorgung entzogen bzw. verloren gegangen waren.

Das Abhängigwerden der Menschen vom staatlich festgelegten Münzgeld zwingt den Staat, die Funktionstüchtigkeit dieses Austauschsystems für Waren und Dienstleistungen zu sichern und die gesellschaftliche Arbeit so zu organisieren, dass alle ihren Beitrag entsprechend ihren Fähigkeiten leisten können und müssen. Ein Staat, der dieser Aufgabe, die ihm durch Schaffung eines Geldsystems unweigerlich zufällt, nicht nachkommt, verwirkt seine Existenzberechtigung. Im glücklichen Fall finden sich in ihm genügend wirtschaftspolitische Kräfte, denen es gelingt ein neues, funktionierendes Verteilungssystem zu schaffen. Im unglücklichen Fall sind diese Kräfte durch den wirtschaftlichen Niedergang bereits so zerstört, dass das System implodiert. Dann folgt ein kultureller Niedergang wie nach dem Untergang des Römischen Reiches.

Die Geschichte zeigt nicht nur, dass der Staat den Zusammenbruch seines Geldsystems nicht überleben kann. Sie lehrt auch, dass der Staat diesen Zusammenbruch auf Dauer weder durch Alimentation der vom Gelderwerb Ausgeschlossenen noch durch Proklamation eines nicht marktgerechten Geldwertes aufrecht erhalten kann. So

[§] Zur ökonomischen Krise des Römischen Reiches tragen auch Rohstoffprobleme und Geldverteilungsprobleme bei.

wenig der Staat ein Geldsystem durch reine Gesetzeskraft schaffen kann, so wenig kann er es allein durch Gesetze funktionstüchtig erhalten. So wie man im antiken Griechenland den Münzen nicht durch Staatsausgaben, sondern nur durch Akzeptanz als Steuerzahlungsmittel Wert verschaffen konnte, so können die heutigen Industrienationen ihrem Geld langfristig weder durch Garantieverprechen oder Bürgschaften, noch durch Rettungsschirme oder Konjunkturprogramme Geltung verschaffen. Sobald die Wertlosigkeit eines Teils des Geldes so offenbar wird, dass das Vertrauen in seine Kaufkraft schwindet, verliert das Geld seine Akzeptanz auf dem Markt und damit seinen Geldwert.

Für eine wirkliche Geldreform zur erfolgreichen Neugestaltung des Geld- und damit des Verteilungssystems fehlt bisher eine realitätsbezogene Geldtheorie. Um sie zu entwickeln genügt die Kenntnis der bisherigen Geschichte des Geldes nicht aus. Denn, wenn heute auch manches an die Zeiten vor dem Untergang des Römischen Reiches erinnert (der Rückgang der einheimischen Bevölkerung genauso wie die Migration in das Imperium, die Auslagerung von Warenproduktion in Billiglohnländer, die Alimentation einer wachsenden verarmten Bevölkerungsschicht mit der Folge der sozialen Verelendung dieser Schicht, u.a.), verfügen wir nicht mehr über das Geldsystem des Römischen Reiches. In der nun folgenden Geschichte des Geldes wird gezeigt, wie sich das Geldsystem der Antike verändert hat.

Nach dem Untergang Westroms fand Europa nicht nur unter einem neuen Gott, dem „barmherzigen“^{**} Gott der Christen zu einer neuen kulturellen Einheit, es fand auch zu einem neuen Gesetz. Neben das alte römische Recht, trat das aus dem neuen Testament erwachsene kanonische Recht. In dieses schlichen sich jedoch auch einige Bestandteile aus dem alten Testament (dem von Jesus überholten mosaischen Gesetz) ein. Gerade diese, eigentlich über Bord geworfenen, doch durch die Hintertür wieder hereingekommenen alten Gesetzesteile sollten den Entwicklungstreibstoff liefern, der langfristig in eine neue Geldordnung mündete.

Jenes alte Gesetz, das die kommende Entwicklung maßgeblich mitformen sollte, war das kanonische Zinsverbot⁷⁵. Dieses, etwa im 5. Jahrhundert aus dem alten Testament übernommene Gesetz, sollte ab dem 12. Jahrhundert dazu führen, dass ein wirtschaftliches Instrument, das bereits zu Sargon von Agades (3. Jahrtausend v.u.Z.) und Hammurabis Zeiten (2. Jahrtausend v.u.Z.) bekannt war⁷⁶, eine neue Form und damit eine neue wirtschaftliche Wirkung erhielt. Die nun folgende Geschichte des Geldes wird wesentlich durch dieses Element – den Wechsel – bestimmt. Er sollte die Wirtschaft und damit die Welt nachhaltig verändern.

8. Entstehung des Kreditgeldes

Das Zinsverbot zwingt Kaufleute und Bankiers zinstragende Kredite am Verbot vorbei zu vergeben. Der Kredit wird deshalb in das Gewand des Wechsels gekleidet. Der Wechsel ist ursprünglich eine Urkunde, die dazu dient, den gefährlichen Bargeldtransport überflüssig zu machen. Dazu zahlt ein Kaufmann am Ausgangsort seiner Reise bei einem Wechselbankier die am Zielort benötigte Geldsumme in bar ein, wofür er einen Wechselbrief erhält. Mit diesem reist er durchs Land, um ihn am Zielort bei einem kooperierenden Wechselbankier einzulösen. Von diesem erhält er einen Geldbetrag, der seinem eingezahlten Betrag abzüglich Wechselgebühr entspricht, in der vor Ort üblichen Münzsorte. Der Wechsel erspart dem Kaufmann so nicht nur den Geldtransport, sondern beinhaltet zugleich den Münzwechsel.

Indem die Kaufleute sich wegen des Zinsverbotes des Wechsels als eines Kreditpapiers bedienen, werden nicht nur Kredit und Zins verschleiert, das Wechselrecht entwickelt auch eine Eigendynamik, infolge derer aus dem Wechsel über den Umweg der Banknote Papiergeld und schließlich Buchgeld wird. In diesem Prozess wird das antike Münzgeld nach und nach verdrängt und schließlich ganz abgeschafft. Das moderne Bargeld ist im Gegensatz zum mittelalterlichen Münzgeld nicht mehr Ausgangspunkt, sondern Folge der Buchgeldschöpfung. Doch der Weg dahin war lang und verschlungen. Er soll nun Schritt für Schritt nachgezeichnet werden.

^{**} Wenn man an die Kreuzzüge, die Ketzervernichtungen und die Hexenverbrennungen denkt, muss man an der Idee eines barmherzigen Gottes zweifeln.

8.1 Wechsel

Das Papiergeld der Kaufleute, eine Dienstleistung auf dem Papier

Zur Abwicklung des überörtlichen Zahlungsverkehrs war die Bedeutung des Wechsels hier immanent. Das hohe Risiko, die Kosten und die Dauer eines Geldtransportes konnten mit seiner Hilfe auf einfache Weise umgangen werden. In Zeiten schlecht ausgebauter und unsicherer Verkehrswege mußte der Wechsel zum fundamental wichtigen Zahlungs- und Geldtransportmittel werden.

Kurt von Pannwitz⁷⁷ (1999)

Wie jedes Ding hat der Wechsel zwei Seiten. Er fördert die Innovationskraft einer Gesellschaft und besitzt zugleich eine wirtschaftliche Zerstörungskraft, deren Auswirkungen heute immer sichtbarer werden. Dabei beinhaltet er bereits die Grundelemente eines tauschgerechten Geldsystems. Doch entfalten diese praktisch keine Wirkung, da sie größtenteils unverstanden, weil völlig zufällig entstanden sind. Der Wechsel ist, wie vieles in der Geschichte, nicht das Produkt bewusster Entscheidungen, sondern Ergebnis von Vermeidungs- und Umgehungsstrategien.

Um hinter seiner heute so verworrenen Erscheinung, das progressive Potential wie das destruktive Wesen des Wechsels sichtbar zu machen, wird im folgenden seine Entwicklung nachgezeichnet. Lassen wir also die drei dunklen Jahrhunderte nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches hinter uns, sehen die Merowinger, die Karolinger, die Ottonen kommen und gehen. Wir befinden uns nun im 12. Jahrhundert. Noch herrscht das so genannte finstere Mittelalter. Noch trennen uns Jahrhunderte von der Morgenröte, der im 15. Jahrhundert heraufdämmernden Renaissance. Da beginnt Europa durch die vielfach blutige Christianisierung zu einer neuen kulturellen Einheit zusammen zu wachsen. Diese findet ihren Ausdruck nicht nur in den Kreuzzügen, in denen Engländer, Franzosen und Deutsche gemeinsam gegen die „ungläubigen“ Muselmanen kämpfen, sondern auch in einer Ausweitung des Fernhandels.

Jacques Le Goff bezeichnet diese Phase als „kommerzielle Revolution“⁷⁸. Der sich seit dem 10. Jahrhundert ausweitende Geldhandel befördert erneut die Arbeitsteilung und belebt so die Entwicklung des Handwerks. Die zunehmende Warenproduktion belebt den Handel, wodurch an den großen Handelswegen überregionale Märkte entstehen. Herausragende Bedeutung erhalten dabei die Messen entlang der Rhone in der Campagne. Zu diesen ein- bis zweimal im Jahr stattfindenden Markttagen, z.B. in Lyon, kommen Kaufleute aus ganz Europa, aus dem Süden, aus Genua oder Venedig, aus dem Norden, aus Brügge, oder aus dem Rheingebiet aus Trier oder Köln. Der Transport der Waren auf den Flüssen und über Land ist nicht nur mühsam, sondern auch gefährlich. Zur Sicherung des Kirchgangs wie des Handels ruft die Kirche im 11. Jahrhundert die Gottesfriedenbewegung aus. Danach soll wenigstens am Sonntag Mord und Todschatz verboten sein. Doch der Kampf gegen Fehdewesen und Wegelagererei wird noch Jahrhunderte dauern.

Erst 1235 lässt der letzte Stauferkaiser Friedrich II., bekannt als Barbarossa, den ewigen Reichslandfrieden ausrufen und verbietet damit im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation grundsätzlich Mord und Todschatz. Doch durchsetzen kann er diesen Landfrieden noch lange nicht, weshalb das Reisen mit einer Kiste Geld im Gepäck ein riskantes Unternehmen bleibt. Deshalb erfreuen sich die von italienischen Kaufleuten verwendeten Wechsel wachsender Beliebtheit. Sie machen die riskanten Geldtransporte vielfach überflüssig.

Die bereits aus der Antike bekannte Idee besteht darin, reisenden Kaufleuten gegen eine vergleichsweise geringe Gebühr anzubieten, ihr Geld, das sie am Ort ihrer Abreise gegen Ausstellung eines Wechselbriefes einzahlen, an ihrem Zielort gegen Aushändigung dieses Wechselbriefes auszuzahlen. Der Kaufmann kann so bargeldlos durch Europa reisen.

Der Wechselbankier macht ein Geschäft mit dem Transportrisiko, wobei er den Umstand nutzt, dass vor der Messe Geld von Genua nach Lyon transportiert werden soll, nach der Messe hingegen Geld von Lyon nach Genua. Sofern ein Genueser Bankier eine Filiale in Lyon gründete, bzw. sich mit einem dortigen bankartigen Unternehmen assoziierte, muss er den seinen Kunden angebotenen Bargeldtransport nicht real durchführen. Stattdessen halten sowohl die Genueser als auch die Lyoner Wechselbank Bargeld der jeweiligen Regionalmünze bereit und zahlen die eingereichten Wechsel in eben dieser Münze aus. Ihre Bargeldeinlagen erhalten die Wechselbanken dabei durch Entgegennahme von Münzen gegen Wechselausstellung. Jeder Wechselbankier nimmt so im Rahmen der Wechselherzeugung Bargeld ein und zahlt im Zuge der Wechselauslösung Bargeld aus. In dem Maße, in dem sich Geldeinnahme und Geldauszahlung ausgleichen, ist kein Geldtransfer notwendig. *Nur die Differenzbeträge müssen tatsächlich transportiert werden.* Damit reduzieren sich nicht nur die Transportkosten, denn für jeden Geldtransport ist eine bewaffnete Eskorte nötig, es reduziert sich auch das Risiko trotz aller Vorsicht und Bewaffnung ausgeraubt zu werden.

Während den Kaufleuten so unnötige Kosten und Risiken erspart bleiben, können die Wechselbankiers ihre Geldtransferdienste, die neben dem faktisch nicht stattfindenden Transport auch den Geldwechsel von einer Münzsorte in eine andere beinhalten, kostengünstig anbieten – zum Vorteil der Kaufleute wie zu ihrem eigenen. So machen, ganz im Sinne Adam Smiths⁷⁹ beide ein Geschäft.

Das Instrument dieses Geschäftes ist der Wechsel. Er entsteht, indem ein wandernder Kaufmann vor Ort zu einem Wechselbankier geht und diesen um Ausstellung eines Wechselbriefes ersucht. Dazu muss der Kaufmann zunächst eine Bareinzahlung leisten. Je nachdem, wo jener das Geld ausgezahlt bekommen will, rechnet der Bankier die eingezahlte Münzmenge in die am Auszahlungsort übliche Münzsorte um. Dabei muss er die Schwankungen der Wechselkurse in Abhängigkeit von den Markttagen beachten. So steigen die Wechselkurse vor der Messe an, da am Messeort ein allgemeiner Bedarf an regionaler Münze entsteht, während sie nach der Messe sinken, da das nun zu den Wechselbankiers zurückströmende Bargeld dieses wieder reichlich verfügbar macht. Zu diesen vorhersehbaren Kursschwankungen kommen Wertänderungen einer Münzsorte, infolge unvorhersehbarer Geldverknappung oder Geldvermehrung.

Da an jedem Messeort anderes Geld verwendet wird, dient der Wechsel nicht nur dem Vermeiden von Geldtransporten, sondern zugleich dem Geldumtausch. So wie heute für den Geldtausch eine Gebühr verlangt wird, erhebt auch der mittelalterliche Bankier eine Wechselgebühr. Sie umfasst jedoch nicht nur die Kosten für den tatsächlich stattfindenden Münzwechsel, sondern auch für den fiktiven Geldtransport, genauer gesagt für die termingerechte Geldbereitstellung.

Nun beansprucht nicht nur die Reise des Kaufmanns oder seines Beauftragten an den Messeort Zeit, sondern auch der Informationstransfer zwischen den Bankiers. Der mit der Geldauszahlung beauftragte Bankier muss vom wechselausstellenden Bankier informiert werden, wann er wie viel auszuzahlen hat, damit er das nötige Bargeld bereithält. Deshalb wird im Wechselbrief nicht nur festgehalten, *an welchem Ort* welcher Betrag in welcher Münzsorte ausgezahlt werden soll, sondern auch *wann*. Vor diesem Fälligkeitstag ist der Bankier nicht verpflichtet, den Wechsel einzulösen.

Neu war der Wechsel keineswegs, als er im Mittelalter⁸⁰ im Handel Einzug hielt. Uwe Wesel berichtet von Wechselurkunden mesopotamischer Kaufleute aus dem 2. Jahrtausend v.u.Z., die in Babylonien⁸¹ und Assyrien⁸² gefunden wurden. Neu war auch nicht, dass der Wechsel im Mittelalter bald nicht nur den Geldtransfer erleichterte, sondern selbst zum Zahlungsmittel, also zu Geld wurde, was im Kapitel 8.4 näher dargelegt wird. Denn nach Drexhage, Konen und Ruffing gab es bereits im Römischen Reich Wechsel, die zugleich Zahlungsmittel waren und damit die Geldmenge über den Bestand an Münzgeld ausweiteten.

Nach dem jetzigen Stand der Forschung kann man sich aber nicht mehr sicher sein, ob die Kreditgeldschöpfung nicht doch in erheblicherem Umfang als früher angenommen die „Geldmenge“ vergrößerte... Auf jeden Fall beruhte das Geldangebot [im Römischen Reich d.A.] nicht zu 100% auf Münzbasis...⁸³

Neu war die Verselbständigung des Wechsels als Kreditgeld, die allmähliche Loslösung dieses Zahlungsmittels vom Münzgeld. Der mittelalterliche Wechsel stellt insofern eine monetäre Revolution dar, als er nicht nur für den Geldtransfer, sondern als Geld selbst benutzt wurde. Der Wechsel begann die Münze zu verdrängen und schließlich ganz zu ersetzen. Was dem Wechsel seine ökonomische Sprengkraft verlieh, kam nicht aus der Wirtschaft, sondern aus der Religion.

8.2 Zinsverbot

Ein Tabu wird zum Entwicklungstreibstoff

Die Entwicklung des Wechsels, des Hauptelements im Aufstieg der Kaufmannsschicht, hatte ihren Ursprung im Wunsch der Kaufleute, der Kirche zu gehorchen, was dadurch gelang, daß sie eine Kreditoperation, die die Kirche mißbilligte, durch eine Wechseloperation ersetzte, die sie tolerierte.

Jacques Le Goff⁸⁴ (1993)

Es war das kanonische Zinsverbot der Katholischen Kirche, die durch Bischofssitze, Klöster und Pfarrhäuser ganz Europa kontrollierte, das die Kaufleute trieb, aus dem ursprünglichen Münzwechsel einen Kreditwechsel zu machen. *Die heimliche (sich am Verbot vorbei schlängelnde) Veränderung des Wesens des Wechsels sollte die Keimzelle einer umfassenden monetären Umwälzung bilden.* Es ist eine Ironie der Geschichte⁸⁵, dass die Katholische Kirche, die das alttestamentarische Zinsverbot vor allem deshalb verteidigte, weil der Wucher ihre Macht bedrohte, dadurch Kräfte hervorrief, die im Gefolge tiefgreifender ökonomischer Veränderungen eine radikale Säkularisierung der Gesellschaft bewirkten. Im Kampf gegen die säkularisierende Wirkung des Wuchers wurde die Kirche zum unfreiwilligen Geburtshelfer einer säkularisierten Gesellschaft. Das Zinsverbot wurde zum Auslöser einer schwer zu durchschauenden Veränderung des Wechselrechts, und damit zum Katalysator einer neuen Geldordnung. Folglich ist, wie von Pannwitz bemerkt,

die ganze Wechselrechtslehre der Frühzeit ... nur vom Gesichtspunkt dieses Verbots aus zu begreifen.⁸⁶

Die Kirche errichtete mit dem Zinsverbot ein Tabu, dem die Wirtschaft nicht gehorchen konnte. Verbote, die man nicht halten kann, waren und sind stets Nährboden für Innovationen. Thomas Moser legt in seiner Arbeit über Ursprung und Entwicklung des Zinsverbotes⁸⁷ dar, dass dieses Verbot einer Vision entsprang und nie geltendes Recht war. So wundert es nicht, dass es letztlich immer eine Utopie blieb und alle Versuche es durchzusetzen, an den ökonomischen Zwängen scheiterten.

Moser zeigt, dass das Zinsverbot nur im Alten und nicht im Neuen Testament erscheint. Da Jesus das alte, mosaische Gesetz erneuern wollte, musste eine Übernahme dieses Verbots in den christlichen Gesetzeskanon gewissermaßen als Rückschritt erscheinen. Die Übernahme des idealistischen Zinsverbotes erfolgte Moser zufolge denn auch erst nach langer Diskussion.

Zu Beginn des 5. Jh.s war die patristische [kirchenväterliche d.A.] Position zur Zinsfrage im wesentlichen bezogen und die Begründung des Zinsverbotes wurde als abgeschlossen betrachtet. Fasst man die Argumentation zusammen, so war das Zinsnehmen nach Meinung der Kirchenväter aus vier Gründen zu verbieten. Erstens liess sich anhand der Heiligen Schrift zeigen, dass es gegen den Willen Gottes verstieß (biblisches Argument). Zweitens gingen sie davon aus, dass es negative Folgen für den Schuldner bzw. die Gesellschaft mit sich brachte (Folge-Argument). Drittens kritisierten sie, dass das Zinsnehmen auf einer verwerflichen Gesinnung seitens des Geldverleihers gründete (Motiv-Argument). Viertens übernahmen sie von den antiken Philosophen die Argumentation, dass das Zinsnehmen selbst, schon seinem Wesen nach eine Ungerechtigkeit sei (Wesens-Argument). Einerseits widerspreche die Idee des Zinses der natürlichen (und damit auch der göttlichen) Ordnung (Sterilitätsargument), andererseits verletzte das Zinsnehmen die Tauschäquivalenz, welche die Gerechtigkeit erfordere.⁸⁸

Entgegen dieser theologischen Argumentation gab es jedoch ökonomische Gründe für das Zinsnehmen. Diese bestanden darin, dass den Bankiers Kosten entstanden, die sie als Gebühr geltend machen können mussten. Kostenfaktoren waren das unvermeidliche Kreditausfallrisiko, wie auch die Verwahrung und zuweilen der tatsächliche Transport von Bargeld sowie die Wechselausstellung selbst, inklusive Währungsumrechnungen und Buchführung nebst Unterhaltung des Bankkontors. Bei Verbot der Gebührenerhebung – in Form des Zinses oder unter welchem Namen auch immer – würde sich kein Kreditgeber finden. So berichtet Moser selbst, dass der byzantinische Kaiser Leo der Weise (886-912) das von seinem Vorgänger Kaiser Basileios I. (867-886) erlassene Zinsverbot wieder aufheben musste.

Das Zinsverbot, so Leo, würde zwar dem göttlichen Gesetz entsprechen und wäre an sich ideal, seine Anwendung hätte aufgrund der verdorbenen menschlichen Natur aber gerade das Gegenteil dessen bewirkt, was mit dem Verbot beabsichtigt worden sei. Anstatt, dass die ärmeren Bevölkerungsteile in den Genuss von zinslosen Darlehen gekommen seien, hätte nun aufgrund der fehlenden Gewinnmöglichkeiten überhaupt niemand mehr etwas geliehen und die Lage der ärmeren Bevölkerungsschichten hätte sich dadurch sogar noch verschlechtert.⁸⁹

Dass ausdrückliche Befreiungen von der Einhaltung des Zinsverbotes ausgesprochen werden mussten, um Geldwechsler bzw. Geldverleiher in einer Stadt anzusiedeln (was für eine Handelsstadt zwingend notwendig war), beweist auch eine Urkunde aus dem Stadtarchiv Trier. So wurde dem Lombarden (eine Art Bankier) „Manuel de Troya und seinen Neffen Regner, Ogerus Carena und seinem Neffen Rufinus“⁹⁰ am 29.11.1262 ein Siedlungsprivileg erteilt, in dem es u.a. heißt:

Wir erlauben auch und lassen zu, daß sie in dieser Stadt und Niederlassung aus ihrem Vermögen und ihrem Geld Nutzen ziehen und damit nach Wunsch und Wohlgefallen Geschäfte machen können. Auch werden Wir – das versprechen Wir aufrichtig – sie nicht wegen ihres Geldhandels und Geschäftes irgendwie bestrafen, werden sie keineswegs dafür zur Verantwortung ziehen, daß sie ihr Geschäft mit weniger Recht betrieben haben, und werden keinerlei Klage gegen sie vorbringen durch die sie an ihrem Besitz oder ihrer Person irgendwie geschädigt oder beschwert werden könnten; lieber überlassen Wir sie in diesem Punkt ihrem Gewissen.⁹¹

Auch die von dem Franziskanermönch Bernardus von Feltre zwischen 1484 und 1494 zur Darlehensvergabe an die ärmeren Bevölkerungsschichten gegründeten öffentlichen Pfandleihen konnten trotz heftiger Proteste der Dominikaner und Augustiner nicht ohne Zinsforderungen arbeiten. Eine Verbreitung dieser Einrichtungen außerhalb Italiens erfolgte denn auch, als die Kirche 1515 auf dem 5. Laterankonzil (1512-1517) „das Prinzip der vernünftigen Verzinsung“ akzeptierte.⁹²

Aus dem Zinsverbot war so faktisch ein Wucherverbot geworden. Aufgehoben war das Verbot des Zinsnehmens damit jedoch nicht. Es hielt sich, mit einer wachsenden Zahl von Ausnahmeregeln, bis ins 19. Jahrhundert.⁹³ Während dessen wandelte sich das Wesen des Zinses so grundsätzlich, wie das Wesen des Geldes, was seinen Ausdruck im generellen Sinken des Zinses fand (Kapitel 17 im Buch).

Ohne Ursprung und Wesen des Zinses an dieser Stelle zu betrachten sowie die vermeintliche Notwendigkeit wie die scheinbare Unmöglichkeit der Zinsabschaffung zu diskutieren, soll der Zins vorerst als ein unvermeidbarer Preisaufschlag auf die Kreditsumme betrachtet werden, die dem Gläubiger vom Schuldner zu erstatten war. Ohne ihn gab es, allein wegen des stets vorhandenen Kreditausfallrisikos, kein Kreditgeschäft.

Einen Ausweg aus dem Dilemma der Notwendigkeit des Zinsnehmens und dem Verbot Zins zu erheben, bot der Wechsel. Dieser enthielt, sozusagen als Nebeneffekt des eigentlichen Münz- und Ortswechselgeschäfts, ein Kreditgeschäft. Denn zwischen dem Ausstellungstag und dem Fälligkeits- also Einlösungstag des Wechsels verging Zeit, die mit der Reisezeit des Kaufmanns zum Messe- bzw. zurück zum Heimatort begründbar war.

Um daraus eine Kreditlaufzeit zu machen, musste der Wechsel eine (un)heimliche Wandlung erfahren. Denn bei einem klassischen Münzwechsel verzichtete der *Kaufmann* während der Dauer seiner Reise auf sein Bargeld, erhält dafür jedoch bei Einlösung des Wechsels weniger zurück, als er eingezahlt hat. Faktisch zahlt damit der Kreditgeber eine Gebühr für den zeitweisen Verzicht auf sein Geld.

Diese Gebühr ist nicht ohne weiteres kenntlich, da der eingezahlte Betrag ja in einer anderen Münzsorte ausgezahlt wird, die Sorten also umgerechnet werden müssen. Die Wechselgebühr ist somit im Umrechnungskurs enthalten. Zur Durchsetzung des Zinsverbotes wäre somit der Nachweis eines unerlaubten Umrechnungskurses nötig, was ohne verbindliche Kurstabellen nicht möglich war. Unabhängig davon ließ sich die Wechselgebühr mit den Transportkosten legitimieren, auch wenn tatsächlich gar kein Münztransport stattgefunden hat. Der Wechsel ermöglichte eine Tarnung der Zinsnahme am kanonischen Zinsverbot vorbei.

Ein Problem gab es allerdings. Im ursprünglichen Wechselgeschäft erhielt der „Kreditnehmer“ die Wechselgebühr. Es war der Bankier, der das Geld des Kaufmanns *entgegennahm* und damit den Zins in Form der Wechselgebühr einstrich. Um aus diesem klassischen Wechsel – der *Tratte* – einen zinsträchtigen Kreditvertrag machen zu können, musste man einen Weg finden, das Verhältnis von Bankier und Kaufmann – also zwischen Geldnehmer und Geldgeber – umzukehren, ohne dass dies dem Wechselbrief all zu deutlich anzumerken war. Eine scheinbar unmögliche Verkehrung der Verhältnisse. Aber wo ein Wille ist, findet sich auch ein Weg.

8.3 Rückwechsel

Verwirrspiel zur Verschleierung des Kreditzinses

Next, one should not forget the usury doctrine of the Church which had the important consequence of forging a close tie between banking and exchange. As a result, the purpose of exchange transactions was not always to transfer funds from one country to another. The theologians were not wrong when they were suspicious of dry exchange in its various forms...

Raymond de Roover⁹⁴ (1968)

Außerdem sollte man die enorme Wirkung der Wuchergesetze der Kirche nicht vergessen, die sich bemühten, eine scharfe Trennung zwischen Kreditgeschäften und Wechselgeschäften zu vollziehen. Eine Folge davon war, dass das Ziel der Wechselgeschäfte nicht immer der Transfer von Kapital von einem Land in ein anderes war. Die Theologen lagen nicht falsch mit ihrer Skepsis gegenüber dem trockenen Wechsel in seinen verschiedenen Formen...

[Übersetzung d.A.]

Der Trick, den man anwandte, war folgender. Kam ein Kaufmann als Kreditnehmer zu einem Wechselbankier, so erhielt er von diesem den gewünschten Betrag gegen Unterschrift eines Wechsels direkt vor Ort ausgezahlt. Der Wechsel, den der Kaufmann dafür zu unterschreiben hatte, sah wie gewöhnlich die Auszahlung des gewünschten Betrages an einem anderen Ort, in einer anderen Münzsorte und zu einem späteren Zeitpunkt vor. *Von einem gewöhnlichen Münzwechsel unterschied sich dieser Wechsel, den wir im folgenden Kreditwechsel nennen, allein dadurch, dass ihm die Valutaklausel, d.h. der Vermerk, dass die Einzahlung des Betrages durch den Kaufmann in bar erfolgt sei, fehlte.*

Dieser Wechsel wanderte dann an den Ort der vermeintlichen Einlösung. Das Fehlen der Valutaklausel zeigte dem dortigen Bankier an, dass er es hier nicht mit einem Münzwechsel, sondern mit einem Kreditwechsel zu tun hatte. Deshalb löste er ihn nicht in bar ein, sondern „tilgte“ ihn durch Ausstellung eines Rückwechsels. In diesem Rückwechsel wurde nun der *Kaufmann* verpflichtet, den im Wechsel bezeichneten Betrag an den Kredit gebenden Bankier bei Fälligwerden zu zahlen.

Da man den Anschein eines gewöhnlichen Wechsels so weit wie möglich bewahren wollte, fand in beiden Wechseln eine Umrechnung der Münzsorten statt, so dass beide Bankiers ihre Wechselgebühren, der erste zudem seine Kreditzinsen, in den Umrechnungskursen verstecken konnte. Formal war der Kreditvertrag so in das Gewand zweier Wechsel gekleidet. Bei diesem Geschäft wanderten weder Bargeld noch Kaufleute durchs Land. Es liefen nur noch Wechselbriefe verwahrt in Brieftaschen hin und her. Mit der Kreditlaufzeit war auch die Brieftasche als Form der Geldtasche geboren.

Für Außenstehende war der Unterschied zwischen Münz- und Kreditwechsel kaum erkennbar. Das Fehlen der Valutaklausel (als Nachweis der Bareinzahlung) auf dem Kreditwechsel erschien nebensächlich, da der Betrag als solcher ja ausgewiesen war. Die Wechselgebühr war wegen der Kursumrechnung ohnehin kaum ersichtlich. *Sowohl das Erscheinungsbild als auch die im Kreditwechsel verwendeten Begriffe waren somit von Anfang an darauf ausgerichtet, das wahre Wesen dieses Papiers als Kreditvertrag zu verschleiern.* Kein Wunder, dass Nichteingeweihte dieses Wesen Jahrhunderte lang missverstanden haben. So schreibt Carl Einert noch 1839 in der Einleitung seines damals bahnbrechenden Buches über das Wechselrecht,

... so machte ich gleichzeitig noch eine andere Beobachtung, die nämlich, daß die Ansichten denkender und wohlzogener Kaufleute, mit denen mich die Praxis in Berührung brachte, in sehr vielen Punkten von denen der juristischen Schriftsteller gänzlich abwichen, und ich bekenne ganz unverhohlen, daß ich gerade im Verkehr mit einsichtigen Negozianten [Wechselhändlern, d.A.] auf einen Zusammenhang des Instituts aufmerksam gemacht wurde, den ich gewiß aus den Schriften der Juristen nicht erkannt hätte.⁹⁵

Natürlich ist das nicht der Ignoranz oder gar der Dummheit der Juristen geschuldet, sondern dem Umstand, dass die Kaufleute Jahrhunderte lang darauf bedacht sein mussten, von den Juristen nicht verstanden zu werden. Die

Kaufleute haben ganze Arbeit geleistet und einen Schleier über ihre Geschäfte gezogen, der noch heute manchen Blick darauf trübt.

Mit dem System aus Kreditwechsel (der verständlicherweise nie so benannt wurde) und Rückwechsel, das erdacht worden war, um das Kreditgeschäft zu verschleiern, war etwas völlig neues in die Welt getreten. Der Rückwechsel ermöglichte es, Wechsel nicht mehr in bar, sondern durch Ausstellung eines neuen Wechsels einzulösen. Ein Schuldschein konnte auf diese Weise durch einen neuen ersetzt werden.

Unabhängig davon eröffnete der Rückwechsel einen neuen „Wirtschaftszweig“, die Währungsspekulation. Da die Wechselkurse zwischen den Münzsorten nicht nur abhängig von den Messeterminen schwankten (Bargeld war während der Messen teuer, danach preiswerter), sondern auch durch staatliche Kreditaufnahmen, schlechte Ernten oder Änderungen in der Erzausbeute etc. beeinflusst wurden, ließen sich durch ein gutes Informationssystem und geschickte Wahl der Fälligkeitstermine der Wechsel Kursschwankungsgewinne erzielen. Rückwechsel wurden so zu beliebten Spekulationsinstrumenten. Dass derartige Spekulationen bereits Ende des 14. Jahrhunderts beachtliche Blüten trieben, wird daran deutlich, dass es in Brügge infolge Wechselspekulation ab 1389 zu einer Inflation kam. Als die Burgunder die Kaufleute 1399 zwangen zur Barzahlung zurückzukehren, löste dies eine Deflation aus.⁹⁶

Hier werden gleich zwei Dinge deutlich. Erstens muss erstaunen, dass das Überangebot an Wechseln überhaupt Inflation auslösen konnte. Wechsel wurden folglich bereits nicht nur als Kreditbriefe, sondern schon als Zahlungsmittel genutzt. Zweitens existierte offensichtlich nach wie vor keine Korrelation zwischen Geldschöpfung und Warenproduktion, sonst wäre weder eine ungehemmte Wechselausstellung möglich gewesen, die zur Inflation führte, noch hätte die Rückkehr zur reinen Barzahlung Deflation auslösen können. Geldmenge und Warenangebot wucherten im Wildwuchs weiter durch die Jahrhunderte und provozierten auf unterschiedlichste Weise eine Krise nach der anderen. Der Wechsel, der auf dem Weg war ein eigenständiges Zahlungsmittel zu werden, ergänzte die Palette möglicher monetärer Krisenursachen.

Infolge des Wechselmissbrauchs scheinen schließlich die ersten Wechselordnungen entstanden zu sein. Die älteste stammt nach von Pannwitz vom Ende des 14. Jahrhunderts⁹⁷. Diese und alle folgenden Wechselordnungen sind geprägt von dem ewigen Zwiespalt, den Handel nicht durch Reglementierung abzuwürgen und ihn doch zugleich den göttlichen Geboten unterzuordnen. So ging das Recht immer verschlungener Wege. Das Agieren am Rande der Legalität führte letztlich dazu, dass der Zinsfuß der Wechsel nie amtlich proklamiert wurde⁹⁸ und kein offener Wettbewerb die Kreditbedingungen für die Kunden verbessern konnte. Noch 1571 gerieten die Kreditwechsel der Lyoner Messe

... in eine schwere Krise, weil sie von Papst Pius V. als Wucher verurteilt und verboten wurden. Sie verschwanden aus dem offiziellen Umlauf, konnten sich aber auf dem halboffiziellen Parallelmarkt noch behaupten.⁹⁹

Zu jener Zeit war der Wechselverkehr bereits um ein neues Element bereichert, das ihn endgültig zu einem eigenständigen Zahlungsmittel machte, weil es ihm ermöglichte, sich allmählich und dadurch nahezu unbemerkt vom Bargeld zu lösen. Die Rede ist vom Indossament.

8.4 Indossament – Wechselübertragung

Beginn der Emanzipation des Geldes von der Münze

Jedenfalls lässt sich recht wohl ein Zustand denken, wo durch die Entwicklung des Kreditwesens sowohl der nötige Barfond wie die sonstigen Selbstkosten der Banken auf ein Minimum gebracht wären. Es könnte also nach jener Ansicht der Geldzins *ohne irgend eine Vermehrung des Realkapitals* beinahe auf Null sinken! [Hervorhebung im Original]

Knut Wicksell¹⁰⁰ (1898)

Wenn Max Weber schreibt,

... die Hamburger Mark Banko-Währung, deren Vorbild bestimmte chinesische Einrichtungen waren, beruht z.B. auf Depots in Silber, deren Form gleichgültig war; der darauf gezogene Wechsel aber war Geld.¹⁰¹

scheint es so, als wären die Silberbarren im Keller der Bank lediglich durch Wechsel ersetzt worden. Der Wechsel wäre dann nichts als ein Silberdepotschein gewesen. Lediglich dazu gut, die Geldbörse zu erleichtern, indem er es ermöglicht, statt schwerer Silberstücke leichte Wechselbriefe als Zahlungsmittel zu benutzen. Wicksell drückt sich etwas verschwommen aus, kommt dem Wesen aber viel näher, wenn er schreibt, dass der „nötige

Barfond ... auf ein Minimum gebracht“ werden könne. Das bedeutet letztlich, dass Wechsel nicht auf vorhandene Barvermögen, sondern auf zu erwartende Gewinne gezogen, d.h. geschaffen werden. Ausgangspunkt der Lösung des Wechsels vom Bargeld war die Entwicklung des Rückwechsels, der unabhängig von einer anfänglichen Bar- ein- oder Auszahlung auf eine zu erwartende Zahlung hin ausgestellt wurde.

Während die Ausstellung des ursprünglichen Münzwechsels mit einer Bareinzahlung, die des Kreditwechsels hingegen mit einer Barauszahlung einherging, wurde der Rückwechsel erst auf eine *künftige* Bareinlösung hin erschaffen. Erfolgte diese Bareinlösung am Fälligkeitstag nicht, platzte der Wechsel. Der Schuldschein wurde wertlos.

Der Gläubiger, der dem Wechselaussteller auf den ursprünglichen Kreditwechsel, in Erwartung der Rückzahlung des Geldes am Fälligkeitstag des Rückwechsels, Münzgeld geliehen hatte, verlor sein Vermögen. Solche Wechseltransaktionen waren als Kreditgeschäft schwer zu durchschauen. Das genau war die Absicht dieses scheinbar verwirrenden Wechselrechts. Es ermöglichte die Vergabe von verzinslichen Krediten trotz bestehenden Zinsverbots. Allerdings entwickelte das System eine eigene Dynamik, denn mit dem Rückwechsel entstand erstmals ein Wertpapier, bei dem eine Barein- bzw. -auszahlung nicht mehr am Ausstellungstag des Wechsels, sondern erst am Fälligkeitstag erfolgte. Damit war ein wesentlicher Schritt hin zum Kreditgeld getan. Indem der Rückwechsel die Möglichkeit bot, die Barzahlung auf später zu verschieben, erwuchsen auch dem Gläubiger neue Möglichkeiten, mit der Zahlungsunfähigkeit des Schuldners am Fälligkeitstag des Wechsels umzugehen.

Bisher hatte jener lediglich das Recht, den Wechselschuldner in den Schuldturn werfen zu lassen, bis dieser genug Bargeld zur Schuldtilgung beibringen konnte. Formal konnte es dem Gläubiger egal sein, ob der Schuldner dazu sein letztes Hemd verkaufen musste. Allerdings hatte er keine Zeit, zu warten, bis der Schuldner sein Vermögen verkauft hatte, wenn ihn eigene Wechselschulden bedrängten. Das Problem ließ sich in beidseitigem Interesse lösen, sofern der im Schuldturn sitzende Wechselschuldner seinerseits anderen gegenüber Wechselgläubiger war. Dann konnte er seinem Gläubiger statt Bargeld seine demnächst fälligen Wechsel übertragen. Waren diese Wechsel solide, also auf einen Kaufmann gezogen, dessen Kreditwürdigkeit allgemein bekannt war, akzeptierte der Gläubiger den Wechselaustausch. Der Wechselschuldner beglich seine Schuld durch Ersetzen des heute fälligen Wechsels durch einen später fälligen. Die Barzahlung wurde dadurch auf später verschoben.

Eine Wechselweitergabe war allerdings nicht ohne weiteres möglich, da Wechsel zunächst Verträge zwischen eindeutig benannten Personen waren. Ging es doch im ursprünglichen Münzwechsel darum den Raub von Bargeld während einer Reise zu verhindern, indem nur die im Wechsel benannte Person berechtigt war, die vereinbarte Summe am vereinbarten Ort ausgezahlt zu bekommen. Der Wechsel sollte nicht von jedem, der ihn raubte oder fand, eingelöst werden dürfen. Die einfache Übergabe eines Wechsels reichte deshalb nicht aus, da derjenige, an den der festgelegte Betrag am Fälligkeitstag ausgezahlt werden sollte, im Wechsel genau genannt wurde. *Die Übertragung erfolgte deshalb per Indossament. Dieser Begriff stammt, wie viele banktechnische Begriffe aus dem Italienischen, da Italien damals das Innovationszentrum des Bankwesens war. Er leitet sich von in dosso (auf dem Rücken) ab, da die Übertragung der Rechte an dem Wechsel durch Eintrag auf der Rückseite desselben erfolgte.* Das Indossament wurde vom bisherigen Wechselgläubiger vorgenommen, der deshalb Indossant heißt. Der, dem auf diesem Weg das Recht auf spätere Bareinlösung übertragen wird – also der neue Wechselinhaber – heißt Indossatar.

Der Wechselschuldner beglich durch Indossament seine Schulden mit einem fremden Schuldschein. Der Wechselgläubiger, der einen später fälligen Wechsel an Stelle von Barauszahlung auf seinen jetzt eingereichten, sofort fälligen Wechsel in Zahlung nahm, tauschte ein heutiges Zahlungsverprechen gegen ein zukünftiges ein. Die Bareinlösung wurde verschoben, der ursprüngliche Barkredit gewissermaßen verlängert, bzw. prolongiert. Der Gläubiger, der seinem Schuldner den Schuldturn und sich selbst die Mühe der Vermögensveräußerung ersparte, indem er fremde Wechsel auf sich indossieren und sich so bezahlen ließ, revolutionierte gewissermaßen das Zahlungssystem. *Das Übertragen von Wechseln ermöglichte es alte Schulden durch neue Schuldscheine zu tilgen. Durch Indossament konnte die Barzahlung theoretisch in eine unendlich ferne Zukunft verschoben werden.*

Der Wechsel begann sich damit zunehmend vom Bargeld zu emanzipieren. Er konnte nun nicht nur ohne Bareinzahlung entstehen, sondern auch ohne Barauszahlung eingelöst werden. Er, der selbst nur Zahlungsverprechen war, wurde zum Zahlungsmittel. Aus dieser Irrlichtsituation des Wechsels ergab sich eine schwerwiegende Wertdynamik.

Der Indossatar – der den Wechsel statt Bargeld in Zahlung nahm – wurde durch Aufpreis dafür entschädigt, dass ihm im Augenblick keine endgültige Zahlung zuteil wurde. Dieser Aufpreis konnte meist erst beim Fälligwerden des Wechsels realisiert werden, weil z.B. ein Wechsel, der am Fälligkeitstag 100 wert war, für 90 oder 95 in Zahlung gegeben wurde. Je nachdem, wie weit in der Zukunft der Fälligkeitstermin lag. Der Wechsel stellte also ein Zahlungsmittel dar, dessen Kaufkraft in dem Maße stieg, in dem der Fälligkeitstermin näher rückte.

Da es durch Entwicklung des Indossaments möglich wurde, Zahlungen ohne Verwendung von Münzgeld zu begleichen, war es nur eine Schritt hin zur Einlösung des Wechsels selbst durch einen neuen Wechsel. Denn wenn der später fällige Wechsel durch Indossament im Handel Barzahlungen ersetzen konnte, warum sollte am Fälligkeitstag des Wechsels nicht auch die Barauszahlung gegen den Wechsel durch Indossament eines anderen Wechsel ersetzt werden? Natürlich musste der Inhaber des fälligen Wechsels dafür, dass ihm kein Münzgeld, sondern nur ein später fälliger Schuldschein ausgehändigt wurde, entschädigt werden. Ein fälliger Wechsel konnte des-

halb nur durch einen Wechsel über einen höheren Betrag ersetzt werden. Durch Verschieben der Bareinlösung in die Zukunft wurde der zu zahlende Betrag immer größer.

War die Entwicklung so weit fortgeschritten, dass ein Wechsel nicht mehr in bar eingelöst werden musste, sondern durch einen neuen Wechsel eingelöst werden konnte, erübrigte es sich für einen Kreditnehmer, sich einen Kredit in bar auszahlen zu lassen, denn theoretisch war er nun in der Lage, sich selbst Zahlungsmittel zu verschaffen.

Er brauchte nur einen Wechsel auf sich selbst ausstellen. Dieser Eigenwechsel war nichts, als ein Versprechen später bar zu zahlen. Gelang es ihm, diesen Wechsel durch Indossament weiterzureichen, bezahlte er quasi mit seinem guten Namen, d.h. er bezahlte mit einem Papier, in dem er sich verpflichtete, später in klingender Münze zu zahlen.

Da es auf diese Weise theoretisch möglich war, sich selbst beliebig viel Zahlungsmittel zu verschaffen und solange Eigenwechsel immer wieder nur durch Eigenwechsel eingelöst wurden, auch immer solvent (zahlungsfähig) zu bleiben, wurden Eigenwechsel nur in Ausnahmefällen (von allgemein bekannten Großkaufleuten) als Zahlungsmittel akzeptiert.

Ein gewöhnlicher Wechsel musste hingegen von einem Bankier akzeptiert sein. Aus dem Wechsel wurde so das Bankakzept. Aus dem Papiergeld der Kaufleute (das jene sich durch Ziehung (Ausstellen) eines Wechsels auf einen anderen Kaufmann anfangs gegenseitig schufen), wurde ein Bankgeld. Denn je unübersehbarer die Zahl der Kaufleute, desto unsicherer wurde es für einen Kaufmann, einen Wechsel per Indossament in Zahlung zu nehmen. Er suchte Sicherheit, indem er eine Bankbürgschaft für den Wechsel verlangte. Indem Bankiers zu Wechselbürgen wurden, wurden sie zu Geldschöpfern, denn nun machte oft erst ihre Unterschrift einen Wechsel seriös. Diese Bürgschaft ließen sie sich als Wechselgebühr bezahlen. Der als Wechselgebühr getarnte Zins wurde damit wesentlich von der Kreditwürdigkeit des Wechselnehmers abhängig, d.h. vom Vertrauen, das der Bankier in die Zahlungsfähigkeit seines Wechselschuldners hatte.

Der Hausbankier bürgte durch seine Unterschrift (sein Akzept) üblicherweise nicht nur für die Zahlungsfähigkeit des Wechselschuldners, sondern er nahm am Fälligkeitstag auch die Bareinlösung des Wechsels durch Auszahlung vom Konto des Wechselschuldners vor.

Das Konto des Wechselschuldners musste am Tag der Fälligkeit über ausreichende Deckung verfügen, andernfalls drohte der Wechselprotest, also die Zurückweisung des Wechsels durch den Bankier, was die künftige Kreditwürdigkeit des Wechselschuldners in Frage stellte. Trotz Indossament erfolgte am Fälligkeitstag größtenteils also immer noch die Bareinlösung des Wechsels.

Doch wegen der Indossierbarkeit der Wechsel konnte eine Kreditaufnahme nun ohne Barauszahlung erfolgen. Denn dem Kreditnehmer genügte es nun, von seiner Bank einen Wechsel zu erhalten, den andere als Zahlungsmittel akzeptierten. Indem er seiner Bank die Zahlung der Wechselschuld bei Fälligkeit zusicherte, die Bank ihrerseits durch Wechselakzept für seine Kreditwürdigkeit bürgte, schufen beide gemeinsam ein bargeldloses Zahlungsmittel – den indossierbaren Wechsel.

Aus dem Münzwechsel war vor dem Hintergrund des kanonischen Zinsverbots der Kreditwechsel entstanden, indem die Bareinzahlung des Kaufmanns durch eine Barauszahlung des Bankiers ersetzt worden war. Durch die Indossierbarkeit des Kreditwechsels entstand durch Wegfall der Barauszahlung ein papierenes Zahlungsmittel. Lange vor der Diskussion über das Papiergeld war dieses in Form des indossierbaren Wechsels bereits im Handel üblich geworden. So stellt Einert fest.

Der Credit ist die Seele des Handels.¹⁰²

Denn aus ihm erwächst das eigentliche Zahlungsmittel – der Wechsel. Fortan entscheidet weniger der Bargeldbestand, als viel mehr die Kreditwürdigkeit eines Kaufmanns über seine Liquidität. Zwar hält sich bis heute das Vorurteil, dass nur Bares Wahres sei, doch schon Goethes Mephisto spottete über jene.

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht!¹⁰³

Der Kaufmann bezahlt nicht erst seit der Erfindung der American Express Karte mit seinem guten Namen. Spätestens seit der Entwicklung des Indossaments ist ihm nichts wichtiger als seine Kreditwürdigkeit. Sie sichert ihm seine Wechselfähigkeit, d.h. die Möglichkeit einen Wechsel auf sich ziehen zu lassen und so bargeldloses Geld zu schaffen. Verzichtet der Kaufmann bei Kreditaufnahme auf die Barauszahlung, sinkt entsprechend die Wechselgebühr, d.h. der Kreditzins. Dieses vergleichbar billige Geld wurde, wie Einert feststellt, zum Papiergeld der Kaufleute.

Der Kaufmann *bezahlt* mit dem Wechsel die Waare, die er kauft, und der Verkäufer der Waare *achtet sich* durch die Wechsel *bezahlt*, die er für die Waare empfängt – in dem Augenblicke, wenn er den Wechsel in seine Hände bekommt, nicht erst, wenn er eingelöst wird. Das heißt, der Verkäufer, welcher in den Besitz von Wechseln gesetzt wird, die den Preis der verkauften Waare erreichen, hält von diesem Zeitpunkt an

die Waarschuld für getilgt, und verfährt dieser Ansicht gemäß, wenn er Quittung erteilt, oder das Geschäft zu Buche bringt. Er liefert gegen Empfang der Wechsel die Waare aus, und von einem Creditgeben für die Kaufsumme, namentlich von fortlaufenden Verzugszinsen, auch von versprochenen Zinsen ist nicht weiter die Rede...¹⁰⁴

[Hervorhebungen im Original]

Damit hat sich der Wechsel weit von dem entfernt, was er einmal war, die papierene Form eines bei Wechselausstellung eingezahlten Barguthabens. Auf dem Wege der Aufspaltung des Wechsels in einen Kredit- und einen Rückwechsel zur Verschleierung des Kreditgeschäftes im 14. Jahrhundert und der Entwicklung des Indossaments im 15. Jahrhundert wurde der Wechsel zu einem Zahlungsmittel, das ohne Vorhandensein von Bargeld entstehen und teilweise ohne Bargeld (nämlich durch Ersatz des alten durch einen neuen Wechsel) eingelöst werden konnte.

Indem Wechsel vom Bargeld unabhängige Zahlungsmittel wurden, vergrößerten sie die Geldmenge über den Bargeldbestand hinaus. Eine ungesteuerte Wechselemission konnte folglich Inflation auslösen, ein Verbot der Wechselemission hingegen in Deflation umschlagen. Die Geldmenge emanzipierte sich allmählich vom Münzgeld, da der Bankier so viele Wechsel ausstellen konnte, wie von ihm gefordert wurden. Denn, so Einert:

Der Banquier macht Wechsel, nicht zu *seinem* Gebrauch als Zahlungsmittel, aber für diejenigen, welche dieses Zahlungsmittel suchen...¹⁰⁵

[Hervorhebung im Original]

Damit entstand Geld erstmals seit Einführung der Münze um 600 v.u.Z. nicht aufgrund zufällig verfügbarer Edelmetallvorräte oder willkürlicher Festlegung bzw. manipulativer Veränderung von Schrot und Korn der Münzen, sondern aufgrund von Bedarf. Es wird später zu klären sein, was für Bedarf das war. Allerdings besaß der Gläubiger noch immer das Recht, bei Fälligwerden eines Wechsels Bargeld zu fordern. Losgelöst vom Edelmetall war der indossierbare Wechsel noch nicht. Bis dahin sollten noch Jahrhunderte vergehen. Vielleicht wäre dieser Loslösungsprozess schneller verlaufen, wenn durch die Entdeckung Amerikas nicht enorme Mengen Gold und Silber nach Europa geströmt wären. Diese Edelmetallströme riefen Goldsucher ganz besonderer Art auf den Plan. Diese lenkten die begehrten Metalle so geschickt in ihre Taschen, dass niemand den Raubzug bemerkte. Das Mittel zum Zweck war längst bekannt, als es im 16. Jahrhundert zur vollen Entfaltung kam – die ewige Staatsschuld.

8.5 Kreditfalle

Ablösung an der Geldpresse – das Patriziat als neuer Geldschöpfer

Die beträchtliche Expansion des kurzfristigen Staatskredits in Lyon und Antwerpen wurde nicht ausschließlich durch Nachfragefaktoren, sondern auch von der Angebotsseite bewirkt.

Helma Houtman-De Smedt,
Herman van der Wee¹⁰⁶ (1993)

Bevor wir die Auswirkungen der Entdeckung Amerikas auf die europäische Wirtschaft, insbesondere auf die Geldströme betrachten, kehren wir noch einmal ins 14. Jahrhundert zurück. Der Münzwechsel war dabei, sich zum Kreditwechsel zu entwickeln. Doch die durch Ausweitung des Geldhandels verstärkte Produktion begann rückläufig zu werden, da es seit Anfang des Jahrhunderts¹⁰⁷ infolge allgemeiner Abkühlung zu Ernterückgängen und damit zu Hungersnöten kam. Mitte des Jahrhunderts¹⁰⁸ begann dann die mitteleuropäische Silberproduktion zu sinken, weil die wichtigsten Minen allmählich versiegten. Sie soll teilweise um 80% zurückgegangen sein.¹⁰⁹ So sank in Mitteleuropa mit der Waren- auch die Geldproduktion.

Der Luxusbedarf des Adels blieb trotz allem weitestgehend unverändert. Solange Kaufleute Seide aus China und Gewürze aus Indien und Arabien herbeischafften, herrschte Nachfrage nach diesen Gütern. Doch womit bezahlen? Der Adel war weder gewöhnt, Geld durch Arbeit oder Handel zu verdienen, noch brachte sein Abgabensystem ausreichend Geld ein, da Abgaben noch größtenteils in Naturalien geleistet wurden. *Die Geldbeschaffung des Adels beruhte im wesentlichen auf stetiger Neuprägung von Münzen.* Durch den Rückgang der Silberproduktion sank das Münzprägungs- und damit sein Geldschöpfungspotential. Allerdings ließ sich Geld außer durch Neuausprägung von Erz auch durch Münzverschlechterung oder Münzverrufung beschaffen.

Münzverschlechterung erfolgte durch Umschmelzen eingezogener Münzen, wobei Schrot und/oder Korn, d.h. Gewicht und/oder Legierung der Münzen verschlechtert wurden, so dass aus der eingezogenen Menge alter Münzen eine größere Anzahl neuer geprägt werden konnte. Die Kosten des Umschmelzens und Neuprägens wurden dabei einfach weginflationiert, da sie aus dem zusätzlich ausgeprägten Geld bezahlt wurden.

Münzverrufung bedeutete hingegen Neuprägung gleichwertiger Münzen nachdem die bisherigen durch Verrufen für ungültig erklärt wurden. Den Münzbesitzern, die ihr Geld zur Umprägung bringen mussten, wurde dabei eine Prägebür abverlangt. Diese, oft als Schlagschatz bezeichnete Gebühr, konnte bis zu 25% betragen. Zwar ging ein Teil des Schlagschatzes für die Kosten des Ummünzens drauf, trotzdem kam der Münzherr so in den Besitz von 10-20 Prozent der umlaufenden Münzmenge, ohne die Geldmenge (wie im Falle der Münzverschlechterung) zu erhöhen.

In der Realität waren beide Methoden der Geldbeschaffung nicht immer zu trennen, denn einer Münzverschlechterung ging teilweise eine Münzverrufung zur Einziehung des umlaufenden Geldes voraus, während das Umprägen alter Münzen im Zuge einer Münzverrufung neben dem Einziehen des Schlagschatzes auch eine Münzverschlechterung zur Folge haben konnte. Entscheidend für die Zuordnung zu einem der beiden Geldbeschaffungsverfahren war, ob die Geldbeschaffung hauptsächlich sichtbar (durch Schlagschatzerhebung) oder hauptsächlich unsichtbar (durch Münzvermehrung) erfolgte.

Während bei reiner Münzverschlechterung der Geldbesitzer für 4 alte auch 4 neue Münzen, allerdings mit geringerem Metallgehalt erhielt, weil der Münzherr aus dem eingelieferten Metall 5 oder 6 neue Münzen prägen ließ, bekam er bei reiner Münzverrufung für je 4 alte Münzen nur 3 neue. Im ersten Fall gab man dem Geldbesitzer somit eine gleiche Münzmenge mit geringerer Kaufkraft zurück, im zweiten Fall eine kleinere Münzmenge mit gleicher Kaufkraft der einzelnen Münze. Abgeschöpft wurde er in beiden Fällen, nur geschah dies im ersten Fall heimlich, dafür jedoch mit verheerenden Folgen für die Wirtschaft. Denn die sich aus der Geldvermehrung ergebende Preisentwicklung setzt eine Inflationsspirale in Gang.

Nicht nur aus diesem Grund gilt die Münzverrufung als das bessere Verfahren zur Geldbeschaffung. Man nimmt auch an, dass auf diese Weise übermäßige Geldhortung verhindert wurde. Tatsächlich kann man den Schlagschatz als eine allgemeine Vermögenssteuer betrachten. Doch früher wie heute werden die „kleinen“ Leute von solchen Maßnahmen schwerer getroffen, als die „großen“. Denn die Großkaufleute hatten Möglichkeiten, sich dem Münztausch zu entziehen. So konnten sie ihr Geld während der Münzverrufung in Waren oder sonstigen Sachwerten anlegen, oder zu Barren einschmelzen und ungemünzt ins Ausland transferieren.

In Unkenntnis dessen wird teilweise die Ansicht vertreten, die durch wiederholte Münzverrufung ständig umgeprägten Brakteaten (siehe Textkasten unten) seien Ursache des wirtschaftlichen Aufschwungs von 1150 bis ca. 1350.¹⁰ Doch erscheint es nahe liegender, dass die Vermögenssteuer in Form des Schlagschatzes nicht Ausgangspunkt, sondern Folge des Wirtschaftsbooms war. Es erscheint unwahrscheinlich, dass eine Steuererhöhung einen Konjunkturaufschwung ausgelöst haben soll. Wahrscheinlicher ist, dass die wirtschaftliche Prosperität eine Steuererhebung ermöglichte. Dafür spricht auch, dass das Münzverrufungssystem etwa zu der Zeit abgeschafft wurde, als ein allgemeiner Konjunkturrückgang infolge Pest u.a. erfolgte. Der Abschwung war keine Folge des Abschaffens des Schlagschatzes, sondern die Geldsteuer konnte nicht mehr eingetrieben werden, weil die Wirtschaftsleistung zurück ging.

Zu der Zeit, als Vermögensbesteuerung zur Geldbeschaffung nötig gewesen wäre, verkauften die Münzherren ihr Recht auf Münzprägung an die freien Reichsstädte, die sich damit das Recht erwarben, ewige Pfennige prägen zu lassen. Die adligen Münzherren gaben ihr Recht auf Münzprägung genau in dem Moment ab, als sie es infolge sinkender Erzproduktion am nötigsten gebraucht hätten. Offensichtlich, weil die sinkende Leistungsfähigkeit der Wirtschaft (infolge Ernte- und Bevölkerungsrückgang) die Geldsteuer immer ertragsschwächer werden ließ. Doch das Münzrecht sicherte nicht nur die Möglichkeit zur Geldbeschaffung durch Schlagschatzabschöpfung oder Münzvermehrung im Zuge von Geldverschlechterung, sondern sicherte auch die ganz reguläre Möglichkeit zur Geldbeschaffung durch Neuprägen von Münzen aus neu gewonnenem Erz. Da dies durch Erzabbau und -verhüttung beschafft werden musste, erforderte Münzherstellung Vorinvestitionen. Mit dem Versiegen der Erzminen sank die Erzausbeute, während zugleich die Abbaukosten stiegen. Geldherstellung wurde teurer. D.h. die Neuschöpfung von Geld erforderte höhere Vorinvestitionen, weshalb der Geldschöpfungsgewinn sank. Geldherstellung wurde folglich unlukrativer, während Geldbeschaffung durch Schlagschatzerhebung infolge Konjunkturrückgang zugleich ertragsärmer wurde.

Kreditaufnahme erschien dadurch vergleichsweise günstiger, doch mussten dazu Sachwerte oder einträgliche Rechte verpfändet werden. So kam es u.a. zur Verpfändung der Münzrechte. Wobei dies möglicherweise auch vor dem Hintergrund einer allgemeinen Schwächung der Position des Adels infolge des durch Hunger und Pest bewirkten Bevölkerungsrückgangs erfolgte.

Brakteaten – Schein und Sein.

Als Brakteaten werden Münzen bezeichnet, die nur einseitig geprägt wurden. Da sie sehr dünn waren, zeigte sich diese Prägung auf beiden Seiten, quasi als positives und negatives Bild. Diese dünnen Münzen verschlissen schnell und erforderten häufiges Neuprägen. Das erfolgte gewöhnlich bei jedem Thronwechsel. Während des so genannten Brakteatenzeitalters fanden öfter Münzernerneuerungen durch Umprägung statt, was zur Einziehung eines Schlagschatzes, der einer Geldsteuer gleichkam, genutzt wurde.

Ohne das Brakteatensystem hier einer umfassenden kritischen Wertung unterziehen zu können, soll seine Bedeutung als Auslöser einer mittelalterlichen Wirtschaftsblüte stichpunktartig hinterfragt werden. Einerseits gibt es

keinen *allgemeinen* örtlichen und zeitlichen Zusammenhang zwischen Brakteatenprägung und Wirtschaftsblüte. So muss das zeitliche Zusammentreffen von Kathedralenbau und Brakteatenprägung insofern als zufällig angesehen werden, als sowohl in Italien als auch in Frankreich prächtige Kathedralen errichtet wurden, obwohl dort nie Brakteaten geprägt worden sind. Andererseits haben auch Faktoren wie Klimawandel, geopolitische Veränderungen sowie die allgemeine europaweite Entwicklung von Handwerk und Handel (unabhängig vom Brakteatengeld, das es nur in Deutschland gab) Einfluss auf die wirtschaftliche Entwicklung gehabt.

Versucht man trotz allem nachzuweisen, dass das Münzverrufungssystem, das formal ein System der Bargeldbesteuerung (von in Extremfällen mehr als 50% pro Jahr)^{††} darstellt, wesentliche Ursache der mittelalterlichen Wirtschaftsblüte war, bedeutet dies, eine Steuererhöhung als Auslöser wirtschaftlichen Aufschwungs zu betrachten. Das wäre ein erstaunliches ökonomisches Phänomen.

Steuerkraft ist erst das Ergebnis wirtschaftlicher Prosperität. Betrachtet man Steuern als Auslöser eines Aufschwungs, würde dies bedeuten, dass die Menschen umso produktiver werden, je stärker man sie abschöpft. Es erscheint unwahrscheinlich, dass Menschen umso fleißiger werden, je mehr man ihnen nimmt. Nahe liegender ist der Schluss, dass man ihnen nehmen kann, weil sie tatkräftig sind. Werden ihrer Tatkraft dann durch äußere Umstände Grenzen gesetzt, sinkt auch ihre Steuerkraft.

Dass Erzbischof Wichmann von Magdeburg nach 1150 das später als Brakteatensystem populär gewordene Münzverrufungssystem erfolgreich einführen konnte, lässt vermuten, dass ein starkes wirtschaftliches Potential vorhanden war. Magdeburg war bereits eine blühende Metropole. Die Stadt war 968 von Otto I. gegründet worden. Der erste der drei Ottonischen Kaiser ließ seinen Hauptsitz nicht zufällig nahe der Goslarer Silberminen¹¹¹ errichten. Jedenfalls förderten die in ganz Europa nachgewiesenen Ottonischen Münzen die Wiederbelebung der Geldwirtschaft, was Handelserleichterung und damit Produktivitätssteigerung zur Folge hatte. Hinzu kamen der Wissens- und Technologietransfer nach dem ersten Kreuzzug 1096. Dies alles, verbunden mit einer allgemeinen Erderwärmung, was zu Ernteertragssteigerungen führte, mündete um 1150 in einer Welle von Städtegründungen. Diejenigen Städte, die zu bedeutenden Handelszentren wurden, errichteten als Zeichen ihrer Macht und Souveränität Kathedralen. Diese waren zugleich Ausdruck ihrer Wirtschaftskraft wie ihres Bündnisses mit Gott. Das 12. Jahrhundert war eine Zeit allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs und Magdeburg war ein Ausgangspunkt dieser Entwicklung.

Für das Ende des Kathedralenbaus können gleichfalls eine Vielzahl Gründe angeführt werden. Neben Bedarfsättigung wird zuweilen auch Holzangel genannt. Wesentlicher dürfte jedoch der allgemeine Abschwung infolge Rückgangs der europäischen Silberproduktion sein. Die Pest 1348-49 beschleunigte den wirtschaftlichen Niedergang. Manche sehen das große Sterben auch als Folge der allgemeinen wirtschaftlichen Verelendung infolge Geldmangels und Ernteertragsrückgangs an.

Somit bleibt fraglich, ob das als Brakteatensystem bekannte Münzverrufungssystem eine Wirtschaftsblüte hervorgebracht hat, die dann durch Abschaffung des Systems endete, oder ob nicht andere Faktoren die Wirtschaftsblüte auslösten und beendeten und das Brakteatensystem nur der Abschöpfung von Gewinn in einer prosperierenden Wirtschaft diente.

Durch Aufgabe seiner Münzprägungsrechte wurde der Geldschöpfer zum Geldleiher. Der Adel geriet in die Kreditfalle des Patriziats. Die Falle bestand darin, dass der Adel sich vom Patriziat gegen Zinszahlung Münzen lieh, um sie auszugeben, weshalb das Patriziat die verliehenen Münzen durch Warenverkäufe zurückerhielt und erneut hortete um sie erst gegen Zins wieder zu verborgen. Da der Adel mit dem vom Patriziat geborgten Geld beim Patriziat einkaufen ging, konnte er seine Kredite beim Patriziat nie tilgen. Denn das Geld, das die mittelalterlichen Kaufmannbankiers dem Adel liehen, erhielten sie durch Warenverkäufe vom Adel zurück.

Um seine Kredite zu tilgen, müsste der Adel dem Patriziat die gesamte Kreditsumme nebst Zinsen irgendwie entreißen. Das einzige Mittel hierzu waren Steuern. Doch die Steuerkraft des Volkes reduzierte sich auf den Teil des Geldes, den das Volk vom Patriziat für Warenkäufe erhielt. Da das Patriziat für den Ankauf der Waren weniger ausgab, als es beim Weiterverkauf einnahm, musste die Steuerkraft des Volkes geringer sein, als die Kreditsumme des Adels – selbst ohne Berücksichtigung des Fernhandels, durch den ständig Geld ins Ausland abfloss. Indem das Patriziat nicht alles ausgab, was es einnahm, musste der Adel mehr ausgeben, als er durch Steuern einnehmen konnte. Die Differenz konnte nur durch zusätzliche Münzprägung ausgeglichen werden. Konnte oder wollte der Adel dies nicht in ausreichendem Maße tun, geriet er in die Schuldenspirale.

Staatsverschuldung und irgendwann nachfolgender Staatsbankrott sind deshalb keine neuzeitliche Erscheinung. Die Schuldenspirale setzte vielmehr bereits im 12. Jahrhundert ein. Der geldbedürftige Adel erkannte jedoch nicht, dass er nur durch ständige Neuprägung von Münzgeld in der Lage sein würde, seine Schulden zu tilgen. Noch weniger erkannte er, dass seine Schuldscheine für die Kaufmannbankiers in gewissem Sinne Geld darstellten. Doch die Entwicklung des Indossaments machte es möglich, sie direkt als Geld zu verwenden.

^{††} Wenn es zwei mal im Jahr zu Münzverrufungen kam, bei denen jeweils ein Schlagschatz von 25% des Bargeldes erhoben wurde und die Neuprägung mit einer Münzverschlechterung verbunden wurde, zahlten die Geldbesitzer praktisch mehr als 50% jährliche Münz- bzw. Geldsteuer.

Das Patriziat wurde so zum unerkannten Geldherren. Es zog dem Adel durch die Schuldenfalle (aus Geldverleih zum Warenkauf)^{††} nicht nur immer mehr Münzgeld aus der Tasche, es tauschte beim Geldverleih an den Adel zudem faktisch nur eine Geldsorte (Bargeld) in eine andere (Wechsel). Während der Adel tatsächlich Geld borgte, weil er es sich nicht mehr ausreichend durch eigene Münzprägung verschaffen konnte, verwandelte das Patriziat lediglich eine Geldsorte in eine andere. Dies fiel ihm umso leichter, je unabhängiger es sich – durch Entwicklung des Wechsels zum vollwertigen Zahlungsmittel – vom Bargeld machte.

Vereinfacht lässt sich die Transaktion so darstellen:

1. Die Kaufmannsbankiers wollten ihr gehortetes Bargeld gewinnbringend verleihen.
2. Der Adel hatte mindestens in dem Maße Kreditbedarf, in dem seine eigene Geldschöpfung bzw. Geldbeschaffung zu versiegen begann.
3. Die Kaufmannsbankiers erhielten gegen Hingabe ihres Münzgeldes Staatsschuldscheine. Solche zins-tragenden Wertpapiere hatten die Form von Leibrenten oder Tontinen¹¹².
4. Staatsschuldscheine waren auf den Wertpapiermärkten handelbar, also im Bedarfsfall gegen Bargeld verkaufbar. Der Kreditgeber tauschte somit nur liquides Zahlungsmittel (Münzen) gegen illiquides Zahlungsmittel (Staatsschuldscheine). Er büßte durch den Geldverleih somit faktisch nur einen Liquiditätsgrad, nicht Liquidität an sich ein.
5. Der Adel gab das Münzgeld für Kriegsführung, Hofhaltung sowie Luxuskonsum aus, so dass es bald wieder in den Kreislauf gelangte.
6. Die Kaufmannsbankiers sogen einen Teil dieses Geldes durch Handelsgeschäfte wieder vom Markt auf und horteten es, während sich ein Teil im Kreislauf verteilte und ein anderer ins Ausland abfloss. Die Kaufmannsbankiers nahmen so mit der rechten Hand das Geld durch Warenverkauf ein, das sie zuvor mit der linken durch Kreditvergabe ausgegeben hatten. Möglich war dies um so mehr, je weniger Bargeld sie zum Wareneinkauf brauchten, indem sie hierzu in wachsendem Maße unabhängig von Bargeld geschaffenes Papiergeld in Form von Wechseln verwendeten.
7. Dem Adel standen (neben der immer marginaler werdenden Geldschöpfung) als einzige Einnahmequelle Steuern zur Verfügung, die eigens zur Tilgung der Kredite geschaffen worden waren. Hierdurch kehrte jedoch nur ein Teil seiner Ausgaben wieder zu ihm zurück, weshalb die Einnahmen meist nur zur Zinszahlung reichten.
8. Den Kaufmannsbankiers flossen durch die Zinszahlungen auf die Kredite ihre zuvor gezahlten Steuern als Zinsen wieder zu, so dass sie faktisch Steuerfreiheit genossen. Möglicherweise übertrafen ihre Zins-einnahmen sogar ihre Steuerausgaben.

Dank des zum Zahlungsmittel gewordenen Wechsels gelang es den Kaufleuten aus Papier Geld zu machen. Durch dieses Papiergeld vermochten sie das Goldgeld an sich zu ziehen und so gewissermaßen aus Stroh Gold zu spinnen.

Ausgangspunkt war *einerseits der Luxusbedarf der Obrigkeit*, der ihre Geldschöpfungsmöglichkeiten überstieg und so Kreditbedarf schuf. Ausgangspunkt war *andererseits die Geldhortung der Kaufmannsbankiers*, die Rendite suchend, durch Angebot von Luxuswaren zugleich Kreditbedarf erzeugten.

Die Kaufmannsbankiers hatten so ein System geschaffen, in dem sie sich für den Verleih von Bargeld, das sie nicht (d.h. nur bedingt) brauchten, bezahlen ließen, wobei diese Bezahlung (d.h. der Zins) zugleich die Schuldtilgung verhinderte, da den Kreditnehmern infolge Geldhortung der Kreditgeber durch Steuern kaum genug Geld zufluss, um mehr als die Zinsen zu bezahlen. Der Adel konnte kein (ausreichendes) Bargeld einnehmen, wenn es das Patriziat nicht ausgab. Das Patriziat musste kein Bargeld ausgeben, da es sich anderer Zahlungsmittel bedienen konnte. So gelangte Bargeld aus seinen Truhen meist nur als Kredit wieder ans Licht.

Geldbeschaffung durch Kredit musste somit immer bezahlt werden. Das war indessen nicht neu, denn auch Geldherstellung durch Prägung hatte bezahlt werden müssen. Der entscheidende Unterschied lag darin, dass das selbst geprägte Geld im Gegensatz zum geborgten Geld nicht zurückgegeben werden musste. Solange der Adel selbst Geldschöpfer war, zahlte er keine Tilgung. Das Neue an der Geldbeschaffung durch Kredit statt durch Münzprägung war also nicht die Geldbeschaffungsgebühr, die früher Prägegebühr und jetzt Zins hieß, sondern die Rückzahlungsforderung.

Sie machte aus der für eine bestimmte Geldmenge endlichen Prägegebühr einen für einen ungetilgten Kredit unendlichen Zins. Hatte der Adel einst als selbstständiger Geldschöpfer beispielsweise für die Herstellung von 100 000 Taler 30 000 Taler Herstellungskosten aufbringen müssen, so war ihm dadurch doch ein Geldschöpfungsgewinn von 70 000 Talern zugeflossen. Beschaffte er sich die gleiche Geldmenge nun zu 20% Zins, erhielt er das Geld nicht nur sofort, er sparte auch die Vorinvestition von 30 000 Talern für Erzbeschaffung und Münzprägung. Statt dessen musste er nun jedoch Jahr für Jahr 20 000 Taler für Zinsen aufbringen. Denn wie sollte er den Kredit tilgen?

Der Adel hatte als Kreditnehmer folglich endlos Zinsen für Geld zu bezahlen, das er längst ausgegeben hatte. Als Geldschöpfer hatte er sich um einmal ausgegebenes Geld nicht kümmern müssen. Geld musste man nicht einnehmen, Geld konnte man schaffen.

^{††} Dieses Prinzip wird heute in der sogenannten Entwicklungshilfe angewandt. Die Industriestaaten haben hierbei die Rolle des Patriziats, die sogenannten Entwicklungsländer die Rolle des Adels übernommen.

Doch hatte sich der Adel nie um die ökonomischen Details des Geldes gekümmert. Ob Geld nun *geschaffen* oder *beschafft* wurde, schien ihm gleich. Doch der scheinbar spitzfindige Unterschied zwischen dem souveränen *Schaffen* von Geld bzw. dem *Beschaffen* von Geld durch Kreditaufnahme sollte den Adel die Herrschaft kosten. Diese feudale Geldlogik wurde durch den Kredit auf den Kopf gestellt. Ehe der Adel dies begriff, war er enteignet und in der Folge entmachtet. Allerdings sollten bis dahin noch Jahrhunderte vergehen. Möglich wurde die lange Agonie der Adelherrschaft, indem das Gold und vor allem das Silber aus Amerika neue Kreditwürdigkeit schuf.

Das zumindest teilweise vor dem Hintergrund des mitteleuropäischen Erzmangels entstandene System der Staatsverschuldung entwickelte durch die Entdeckung Amerikas 1492 eine neue Dynamik. Die faszinierenden Goldfunde versprachen ein Ende des Geldmangels in Europa und verschafften dem europäischen, allen voran dem spanischen Adel bedingungslosen Kredit. Doch als die ersten Gold- und Silberflotten um 1500 in Sevilla landeten, waren sie bereits verpfändet. Das Edelmetall wanderte nicht in die königlichen Münzen, sondern in die Taschen der am Kai stehenden, mit ihren Wechselln wechselnden Kaufleute. Solange jedoch immer neue Schiffe landeten, konnte der Adel scheinbar unbegrenzt über das gehortete Bargeld der Kaufleute verfügen. Allerdings zu dem Preis, dass den Kreditgebern stets mehr Silber zurückzahlen war, als man zuvor geliehen hatte.

Die Silberfrachten hätten immer größer werden müssen, was trotz des amerikanischen Erzreichtums und trotz massenhafter Sklavenarbeit nicht möglich war. So kam es 1557, als das habsburgische Spanien sowie Portugal und Frankreich ihre Schuldendienste einstellten, zu einem fast europäischen Bankrott.¹¹³ Die Serie von Staatsbankrotten stürzte auch die Gläubiger, darunter einige süddeutsche Geldhäuser mit in die Krise. Wer überlebte, war bald gewillt, den Spaniern, die weiterhin über den Zustrom der Edelmetalle aus der Neuen Welt wachten, neue Kredite zu gewähren.

Dass an Kreditgebern kein Mangel herrschte, ja trotz aller Bankrotte die Zinsen fielen, statt stiegen, ist Ausdruck des damals herrschenden Geldüberflusses in den Händen der Patrizier. Deshalb konnte Spanien 1575, 1597, 1607 und 1627 noch vier weitere Staatsbankrotte¹¹⁴ hinlegen, bevor ihm die Kreditgeber ausgingen. Diese zogen sich erst zurück, als durch den Verlust der spanischen Flotte¹¹⁵ und den Rückgang der Erzproduktion¹¹⁶ nicht mehr genug zu holen war.

Dass Spanien darauf hin Jahrhunderte lang weitestgehend im Mittelalter verharrte und (wohlmöglich) vom Ruhm vergangener Tage träumte, ist auch dem Umstand geschuldet, dass der enormen Geldvermehrung im 16. Jahrhundert praktisch keine Ausweitung der Warenproduktion gegenüberstand. Das Geld floss faktisch nur durch die Taschen des Adels hindurch in die Taschen der Patrizier und von dort teilweise in den Fernhandel, ohne im eigenen Land einen Innovationsschub zu bewirken. Die Geldvermehrung erzeugte neben gigantischen Geldhorten bei den Patriziern lediglich eine gewaltige Teuerung, die zur Verarmung der Bevölkerung führte. Wen aber kümmert es? Solange der Adel etwas zu verkaufen oder zu verpfänden hatte, stand das Patriziat als Kreditgeber bereit.

Obwohl die Verwandlung einer einmaligen Zahlung in einen ewigen Rückstrom allen göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider lief, hatte Papst Martin V. bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts den Rentenkauf „als sittlich erlaubt erklärt“¹¹⁷. Statt wie aus der Antike wiederholt belegt¹¹⁸ und im Alten Testament schriftlich fixiert, in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen Entschuldungen durchzuführen und damit gewissermaßen eine maximale Laufzeit für Kredite festzulegen, hatte Martin V. ein Rentensystem auf der Basis von Grundbesitz- oder Hauskaufkrediten gestattet, das nun auf den Staat ausgeweitet wurde. Verständlich, dass die Rentenempfänger kein Interesse an der Schuldentilgung hatten.

In diesem einen Punkt waren sich Patriziat und Adel – gleichwohl aus unterschiedlichen Motiven – einig. Während die Gläubiger (das Patriziat, sprich die Kaufmannsbankiers) kein Interesse an der Schuldentilgung hatten, so die Schuldner (der Adel) keine Möglichkeit. Ausgegebenes Geld war für Kaiser, Könige und Fürsten „gegessenes Brot“.

Wo die Einnahmen nicht zur Begleichung der Ausgaben reichten, konnten Kredite das Problem des Geldmangels nur in die Zukunft verlagern. Gelöst wurde es so nicht. Denn *die Hortung des Geldes durch die Kreditgeber verunmöglichte es den Kreditnehmern ihre Kredite zu tilgen*. Doch lag es dem Gläubiger fern, die Kuh zu schlachten, die sich so gut melken ließ. Ihm lag nichts daran, seine Schuldner zu ruinieren. Daher gewährte er von Zeit zu Zeit großzügig eine teilweise Schuldenannullierung, nur um seinen Zinszahler nicht zu verlieren.

Indem Geldschöpfung durch Geldverleih ersetzt wurde, wurde der ewige Rentier geboren. Damit begann zugleich der Ausverkauf des Adels. In einem Jahrhunderte langen Prozess versetzte er Stück für Stück sein Tafel Silber in Form von Münzstätten und Münzrechten, Erzminen und Ländereien, Steuerregalien und Zolleinnahmen bis er schließlich die Teller, Becher und Krüge seines Silberservices selbst einschmelzen ließ, um daraus ein letztes Mal eigenes Geld prägen zu lassen.

Um dies möglichst zu verhindern, erschien der Geldgeber immer wieder als vermeintlicher Retter in der Not, während dem Schuldner die Rolle des Prügelknabens zukam. Wobei er weniger Schelte einsteckte, als er selbst Prügel verteilte. Denn ihm kam die Rolle zu, als Ausgleich für den kreditfinanzierten Luxus, in dem er lebte, die Peitsche zu schwingen, um dem Volk, das von alledem weder etwas wusste noch etwas hatte, die Zinsen für seinen Gläubiger abzapfen.

Auch wenn natürlich nie wirklich auf ewig Zins gezahlt wurde, sondern periodische Staatsbankrotte den erträumten endlosen Geldströmen oft ein jähes Ende setzten, floss den Kreditgebern über die Jahre doch im

allgemeinen weit mehr als die geliehene Summe als Zins wieder zu, weshalb nach einem Bankrott stets neue Geldgeber bereitstanden, um dem Bankrotteur neue Kredite aufzudrängen.

Hin und wieder riss das Ausbleiben von Zins und Tilgung den Gläubiger jedoch in den Bankrott des Schuldners mit hinein. In diesen Fällen war der Gläubiger härter getroffen als der Schuldner. Denn während jener nur seine Schulden verloren hatte, und – sofern er noch über Sachwerte verfügte – bald wieder neue Kreditgeber fand, verlor der Gläubiger nicht nur sein Guthaben, sondern auch seine Kreditwürdigkeit seinen eigenen Kreditgebern gegenüber. Er war damit gewissermaßen raus aus dem Spiel.

Um den Gläubiger vom Bankrott des Schuldners unabhängig zu machen, bedurfte es zweier weiterer Bausteine.

1. Das Ersetzen des von Edelmetallbeständen abhängigen Münzgeldes durch beliebig herstellbares Bargeld.
2. Das Anonymisieren des Gläubiger-Schuldner-Verhältnisses, so dass der Gläubiger den „Tod“ des Schuldners durch Abwälzen der Schulden auf andere ohne Verlust seines Vermögens überstehen konnte.

Ein erster Schritt wurde mit der Entwicklung des Golddepotscheins getan. Auch er war ein Zufallsprodukt der Geschichte. Das England des 17. Jahrhunderts, von den kontinentalen Staatsbankrotten bisher weitestgehend verschont – bot den notwendigen Nährboden.

8.6 Golddepotscheine

Mehr Schein als Sein – Loslösung des Bargeldes vom Edelmetall

Ein weiterer Fortschritt im Sinne des modernen Bankwesens geschah, als die Goldschmiede begannen, für die Depositen Bescheinigungen, ‚goldsmiths notes‘, auszustellen ... Die goldsmiths-notes, welche wie bares Geld zirkulierten, kann man als Vorläufer der Banknoten ansehen.

Mentor Bouniatian¹¹⁹ (1908)

Während auf dem Kontinent das Patriziat die Fäden im Hintergrund zog und den Adel auf der politischen Bühne scheinbar absolutistisch regieren ließ, besaß das Bürgertum in England bereits seit 1215 ein begrenztes Mitspracherecht. Johann ohne Land hatte dies mit der Unterzeichnung der Magna Charta nicht nur dem Landadel, sondern auch dem Patriziat in Staats- und vor allem in Finanzfragen einräumen müssen. Vor diesem Hintergrund entstand Mitte des 17. Jahrhunderts infolge wirtschaftlicher Unfähigkeit und politischer Ohnmacht der herrschenden Stuarts der Golddepotschein.

Er trat als Schleier zwischen das allmählich verschwindende Münzgeld und das in Form des Wechsels bereits geborene Kreditgeld. Er war dabei weniger eine Brücke zwischen Münz- und Papiergeld, als vielmehr eine Tür, durch die man vom Münz- zum Kreditgeldsystem gelangte. Denn als Brücke hätte der Golddepotschein das Münzgeldsystem als einen Brückenpfeiler erhalten müssen. Tatsächlich höhle er das System jedoch aus und ließ es einen Jahrhunderte langen, schleichenden Tod sterben. Um das zu verstehen, muss man die Illusion enttarnen, auf der der Golddepotschein beruht.

Die Geburt des Golddepotscheins fiel in die Regierungszeit Charles I. (1625-1649). London war damals mit fast 500 000 Einwohnern die größte Metropole Europas. Um so unsicherer waren die Straßen, nicht nur nachts, da keine Laternen sie erhellten. Doch es waren nicht die kleinen Diebe, sondern der große Dieb in Person des Königs, der bewirkte, dass die Kaufleute sich nach einer sichereren Verwahrung für ihr Geld umsahen. Denn als Charles I. 1640 mal wieder Geld brauchte, diesmal für einen Krieg gegen die Schotten, beschlagnahmte er plötzlich das im Tower verwahrte Geld der Kaufleute. So plötzlich dies geschah, so hatte diese folgenschwere Verzweiflungstat des Königs doch eine Vorgeschichte, die weniger zur Geschichte des Golddepotscheins, als mehr zur Geschichte der Staatsverschuldung gehört. Ausgangspunkt war, dass die Kreditforderungen Charles I. weder vom englischen Parlament noch vom Ausland befriedigt worden waren, woraufhin er beschloss, sich das Geld – wie üblich – durch Neuprägung von Münzen zu verschaffen.

In jeder anderen Monarchie Europas wäre eine solche Geldvermehrung selbstverständlich gewesen. Nicht so in England. Hier rief „die Ankündigung dieser Absicht ... einen Sturm erzürnten Widerspruchs hervor.“¹²⁰ Zwar beauftragte Seine Majestät die Münzstätten dennoch 300 000 £ zu prägen¹²¹, doch zog er diese Anordnung infolge der Proteste bald erschrocken zurück.

Das Bürgertum saß in England wie erkennbar bereits fest im Sattel und wusste seine Macht zu nutzen. Es bewilligte dem König nach zähen Verhandlungen gegen Verpfändung von Zolleinnahmen einen Kredit, der weit hinter dessen Erwartungen zurück blieb.¹²² Während das Unterhaus durch Bewilligung der Geldbeschaffung durch Kredit statt durch Münzprägung das Land scheinbar vor einer Inflation bewahrte, trieb es den Staat gerade da-

durch in die Zins- und Tilgungsfalle, die auf dem Kontinent bereits eine Serie von Staatsbankrotten verursacht hatte. Statt Geldvermehrung durch Geldschöpfung hatte das Parlament letztlich einer Vermehrung der umlaufenden Geldmenge durch Enthortung zugestimmt. Für den Geldkreislauf war unwichtig, ob die umlaufende Geldmenge durch Neuschaffung von Geld oder durch Rückkehr früher aus dem Kreislauf entzogenen Geldes zunahm. Für die Geldverleiher brachte jedoch nur die letztere Variante Gewinn. Für den König wurden statt Prägekosten Zinsen fällig, wofür das Volk mit neuen Steuern zu zahlen hatte.

Es gäbe ein schönes Bild, sich vorzustellen, dass der König seinem Volk keine neuen Steuern aufbürden wollte, und nur deshalb versuchte, der Kreditaufnahme durch Beschlagnahmung der Golddepots der Kaufleute zu entgehen. Es ist jedoch wahrscheinlicher anzunehmen, dass der Willkürakt, der zur Geburtsstunde der Golddepotscheine werden sollte, der Illusion vom Besitz absolutistischer Machtfülle entsprang.

Nachdem das kurzzeitig beschlagnahmte Geld aufgrund allgemeinen Protests der Kaufleute schließlich wieder freigegeben war, zogen die Kaufleute eiligst ihre Depots aus dem Tower ab und suchten nach anderen, sichereren Verwahrorten. So gelangte das Geld in die Tresore der Londoner Goldschmiede. Diese stellten entsprechende Quittungen über das empfangene Geld aus, die so genannten *goldsmiths notes*, eben die Golddepotscheine.

Was aus Angst vor königlicher Willkür in die Welt trat, erschien hilfreich. Die Kaufleute nutzten die Goldquittungen bald statt der Münzen als Zahlungsmittel. Diese waren nicht nur leichter zu transportieren, sondern boten auch einen gewissen Schutz vor Diebstahl. Denn gewöhnliche Straßenräuber interessierten sich nicht für Papier. Bei allem Ärger über die leere Geldbörse ihrer Opfer, entging ihnen deren volle Brieftasche. Doch um deren Inhalt ermessen zu können, hätten sie lesen können müssen. So verdarb der große Gauner den kleinen Gaunern das Geschäft. Indem die Golddepotscheine statt der Münzen als Zahlungsmittel verwendet wurden, war vorerst nur eine Geldform, die Münze, in eine andere, den Depotschein, verwandelt worden. An der Geldmenge änderte dies zunächst nichts.

Während die Golddepotscheine immer beliebter wurden und stetig als Papiergeld umliefen, lagerte das Gold, für das die Scheine lediglich Quittungen darstellten, hinter verschlossenen Türen. Niemand sah es und niemand zählte es. Deshalb fiel nicht auf, wenn ein Goldschmiedebankier einem Kunden einen Kredit in eben jenen Goldmünzen auszahlte, die eigentlich bereits in Form der Golddepotscheine im Umlauf waren. So gelangten zusätzlich zu den Golddepotscheinen auch die Münzen nach und nach wieder in den Umlauf. Die Geldmenge vermehrte sich dadurch über den Bestand an Münzgold hinaus.

Einem Metallisten – einem Geldtheoretiker alter Schule – nach dessen Ansicht sich der Geldwert einer Münze aus ihrem inneren Wert ergibt, d.h. aus ihrem Metallgehalt, hätte dies wie ein Wunder anmuten müssen. Denn wenn der Golddepotschein seinen Wert von dem eingelagerten Gold bezog, musste er diesen Wert in dem Maße verlieren, in dem das Gold aus den Kellern der Goldschmiede verschwand.

Während die Golddepotscheine vom Verkäufer als Geld akzeptiert wurden, weil er hinter ihnen Gold als Deckung wähnte, wurden sie vom Käufer als Geld verwendet, weil er Ware für sie bekam. Da der Verkäufer das eingenommene Geld irgendwann selbst wieder zum Warenkauf verwendete, also selbst als Käufer auftrat, hätte er ahnen können, dass der Wert des Geldes letztlich nur in seiner Kaufkraft lag. Doch diese Erkenntnis hätte den Geldschöpfern das Geschäft gründlich verdorben. Da gerade sie Geld auch zu anderem als zum Warenkauf nutzten, lag ihnen nichts daran, Geld als reines Tauschmittel zu konstruieren. Die Erkenntnis, dass der Geldwert nicht auf dem Metallgehalt der Münzen, sondern den verfügbaren Warenwerten beruhte, lag bei Entstehung der Golddepotscheine somit zwar greifbar auf der Hand, doch hatten die, die in der Lage gewesen wären, dies zu erkennen, kein Interesse, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Statt dessen erkannten die Goldschmiedebankiers das gute Geschäft, das sich ihnen durch Verschleierung der Basis des Geldwerts bot. Gegen geringe Gebühren nahmen sie Gold in Verwahrung und stellten dafür Golddepotscheine aus, um dieses dann gegen 8% Zinsen¹²³ auszuleihen. Da das Geschäft sich lohnte, boten sie später Golddepotsquittungen ohne Verwahrgebühr und schließlich gegen Depotzinsen an. Hieraus entstand der Sparzins, der bis heute fortbesteht, wobei er seine Funktion grundlegend verändert hat, siehe Kapitel 28.3 im Buch. Die Lasten hatte der Kreditnehmer zu zahlen, dem bis zu 30% Kreditzinsen aufgebürdet wurden.¹²⁴ Handelte es sich um den Staat, der auch für die Goldschmiedebankiers ein begehrter Kreditkunde war, wurde das Volk zur Kasse gebeten. Erneut zeigt sich das bereits bekannte Muster. Anstatt Geld durch eigene Prägung schaffen zu können, wurden die Könige immer wieder zur Kreditaufnahme gezwungen und mussten so statt Prägegebühren Kreditzinsen entrichten. Diese flossen beiden Geldgebern zu, den Goldschmiedebankiers als den eigentlichen Kreditgebern sowie anteilig als Sparzins den Depotscheinbesitzern als den eigentlichen Bargeldbereitstellern. Letztere bekamen die Zinsen faktisch ohne Gegenleistung. Denn sie hatten mit dem Tausch des Goldes in Golddepotscheine nur ein international anerkanntes Zahlungsmittel gegen ein nur national anerkanntes eingetauscht. Da dieses weniger liquide Papiergeld in Form des Golddepotscheins jedoch bereits allgemein akzeptiert wurde, basierte der Zinsgewinn nicht auf Konsumverzicht. Zwar haben diejenigen, die ihre Depotscheine tatsächlich als Geld benutzten, also weitergaben, selbst keinen Zins auf diese Scheine kassiert. Doch entband dies den König nicht von seiner Zinspflicht. Die Zinsen flossen nur an jemand anderen. Ganz gleich, ob die Golddepotscheine als Zahlungsmittel genutzt wurden, also umliefen oder von den Inhabern gehortet wurden, die auf sie entrichteten Zinsen wurden für einen Liquiditätsverzicht gezahlt, der nicht stattfand.

Während es den Bankiers mit den Golddepotscheinen gelungen war aus Papier quasi Gold zu machen, bemerkte der König nichts von dieser Geldvermehrung. Er entlieh Münzen und gab über den Umweg des Kredits das Münzgeld aus, das die Kaufleute gehortet hatten. Solange ein wachsender Konsumbedarf des Adels eine wachsende Produktion förderte, schuf sich die durch diese Kreditaufnahme vermehrte Geldmenge ihren eigenen Gegenwert in Form steigender Konsumgüterproduktion.

Die Geldvermehrung durch verstärkte Verwendung von Golddepotscheinen durch die Kaufleute bei gleichzeitiger Verwendung von Teilen der hinterlegten Münzen durch den Adel¹²⁵, erhielt ihren Gegenwert durch eine wachsende Produktion für den Konsum des Adels. Zu diesem Konsum zählte neben Seide und Porzellan auch die Ausstattung der Söldnerheere mit Waffen und Uniformen. So floss den Kaufleuten ihr verliehenes Bargeld über den Markt als Gewinn wieder zu. Sie nahmen ein, was sie zuvor als Kredit ausgegeben hatten. Doch je mehr ihres eigenen Geldes auf diese Weise zu ihnen zurückkehrte, desto leerer wurden die Schatzkammern des Adels und die Tresore der Goldschmiedebankiers. Die Golddepotscheine wurden zu Papiergeld ohne Deckung, was nicht auffiel, solange die Scheine nicht zur Einlösung vorgelegt wurden.

Als jedoch im Rahmen des englisch-holländischen Krieges 1667 ein holländisches Schiff die Themse herauf fuhr, brach in London eine Panik aus. Im Angesicht der drohenden Invasion suchte jeder seine Golddepotscheine in bare Münze einzutauschen. Natürlich reichten die vorhandenen Bardepots der Goldschmiedebankiers nicht aus, die Scheine einzulösen.

Als sie trotz aller Zahlungsverzögerungen die letzten Goldreserven ausgezahlt hatten, ohne dass die Schlangen vor den Schaltern verschwunden waren, boten die Bankiers ihren Kunden Staatsschuldscheine zur Einlösung der Golddepotscheine an; jene Schuldscheine, die sie für den Verleih des Münzgeldes vom Staat erhalten hatten. Da diese im Gegensatz zu den Golddepotscheinen verzinst wurden, erschien der Tausch dem Golddepotscheininhaber von Vorteil.

Indem die Bankiers auf die Golddepotquittung staatliche Schuldscheine auszahlten, verwandelten sie die formal jederzeit einlösbaren Golddepotscheine in theoretisch nie fällige Schatzwechsel in Form ewiger Staatsschuldscheine.

Als das holländische Schiff wieder verschwunden war und der englische König öffentlich erklären ließ, dass die Staatskasse alle Zinszahlungen auf Staatsschuldscheine aufrechterhalten werde, legte sich die Panik. Mit dem Vertrauen auf die Zukunft des Landes erwachte auch das Vertrauen in Golddepotscheine und staatliche Schuldscheine wieder.

Der erste Bankenrun war überstanden, bevor die erste moderne Bank gegründet worden war. Die Golddepotscheine waren dabei als nicht zu 100% durch Gold gedecktes Zahlungsmittel enttarnt worden. Doch wunderbarerweise schadete das ihrem Ruf nicht. Indem sie als Golddepotscheine in die Literatur eingingen, umweht sie bis heute die Vorstellung ein vollständig durch Gold gedecktes Zahlungsmittel gewesen zu sein. Der Run von 1667 belegt indessen, dass die Erosion der Golddeckung schon vor der Erfindung der Banknote eingesetzt hatte. Dieser Run hatte die künftigen Banker jedoch gelehrt, dass eine vollständige Golddeckung gar nicht nötig ist, sondern eine Deckung durch Schatzwechsel, d.h. Staatsschuldscheine, genügt, solange die Autorität der Krone hinter diesen steht. Damit war schon vor der Einführung des Goldstandards ein Mittel gefunden, ein Zahlungsmittel ohne Golddeckung zu schaffen. *Der Goldstandard war von Anfang an eine gut inszenierte Fiktion. Für seine Inszenierung war eine unantastbare Autorität als Bürge nötig, der ein unerschütterlicher Glaube entgegen gebracht wurde.*

Doch die „unantastbare Autorität“ sollte nur eine Marionette sein und keine absolutistische Macht darstellen. Nur dann konnten die eigentlichen Geldschöpfer, die Bankiers, in ihrem Schatten agieren. Der König diente der Legitimierung, nicht der Kontrolle des Systems.

Die in England bereits seit dem 13. Jahrhundert bestehende konstitutionelle Monarchie, bot mit dem seit 1689 auf dem Thron sitzenden Niederländer William III. hierfür genau den richtigen Rahmen. Da William III. als Ausländer der Unterstützung durch das Parlament besonders bedurfte, war er für die Londoner Bankiers die geeignete Repräsentationsfigur für ihre Bank. An der Entwicklung der Bank von England sollte sich zeigen, wer die eigentlichen Herren im Lande waren. Denn:

Die Gründung der Bank beschränkte die Macht des Herrschers noch mehr zugunsten des Unterhauses. Anstatt Hilfgelder zu bewilligen, die nach Gutdünken des Königs verwendet werden konnten, unterstanden die Einkünfte des Landes nunmehr, unter der Aufsicht des Unterhauses, der Kontrolle des Schatzamtes. Dieses Anwachsen der wirtschaftlichen Macht des Unterhauses verminderte weiterhin die Bedeutung des Oberhauses und verlieh dem Unterhause in allen Staatsgeschäften eine beherrschende Rolle.¹²⁶

Mit der, dem adligen Zugriff weitestgehend entzogenen Bank war eine Institution geschaffen, um das Bargeld vom Gold zu lösen. Ihr Mittel war die Banknote.

8.7 Banknoten

Fiktive Deckung durch Staatsschulden

Dieser Plan sah vor, eine Summe von £ 1 200 000 aufzubringen und sie der Krone zur Verfügung zu stellen. Als Gegenleistung für dieses Darlehen sollten die Geldgeber jährlich an Zinsen £ 100 000 sowie das Recht erhalten, eine Gesellschaft zu bilden mit dem Privileg, Banknoten auszugeben bis zum Betrage des gesamten Kapitals.

William Dodgson Bowman¹²⁷ (1938)

Während sich die Geburt des Bronzegeldes irgendwann im 3. Jahrtausend vor unserer Zeit ereignete und die Geburt des Münzgeldes nur auf ein Jahrhundert genau (um 600 v.u.Z.) zu datieren ist, lassen sich Datum und Ort der Geburt der Banknoten genau angeben. Nach einer nur bedingt mit der englischen Banknote zu vergleichenden Fehlgeburt in Schweden im Jahre 1661,¹²⁸ wurde das die Welt erobernde neue Zahlungsmittel schließlich am 1.1.1695 mit der Schalteröffnung der Bank von England in London geboren. Der königliche Freibrief zur Gründung der Bank war nur wenig früher, am 27.7.1694 erteilt worden. Er wurde in den Jahren 1697 und 1708 ergänzt und erweitert, wodurch die Bank ab 1697 das alleinige Notenprivileg für den Londoner Großraum erhielt. Sie sollte

einer der hauptsächlichsten Pfeiler des Welthandels und ein unschätzbare Aktivum des britischen Weltreichs¹²⁹

werden. Dass sich Großbritannien mit der Banknote einen Schlüssel zur Weltherrschaft schuf, ergab sich im wesentlichen daraus, dass deren Entstehung dem Kreditgeldsystem endgültig zum Durchbruch verhalf.

Während die schwedische Banknote ihren gedanklichen Ursprung noch im Metalldepot hatte, siehe Anmerkung 128, so ihre englische Schwester bereits im Schuldschein. Die schwedische Bank war von ihrem Ursprung her noch eine traditionelle Depositenbank, die einen Teil der Depositen ihrer Einleger auslieh, weil sie nie alle Guthaben gleichzeitig für Überweisungen im Auftrage ihrer Kunden verwenden musste.

Sie nutzte für ihre Kreditvergabe also lediglich den „Bodensatz“ der stets in der Bank verbleibenden Kupfereinlagen. Dass sie hierzu Kupferdepotscheine und nicht das Kupfer selbst benutzte, war nur dem Umstand geschuldet, dass die Kupfermünzen wegen des geringen monetären Wertes des Metalls sehr groß und schwer waren. Da Silbergeld aus dem Umlauf verschwunden war, mussten nun auch große Zahlungen in Kupfer geleistet werden. Doch eine 10-Talermünze wog fast 20 kg, was sie als Zirkulationsmittel untauglich machte. Dies war der Grund, warum die schwedische Bank ihre Kredite in Banknoten erteilte, die vorgaben, Depotscheine zu sein. Sie hätte auch das Kupfer ihrer Einleger ausleihen können, so wie die Goldschmiedebankiers das Gold ihrer Einleger ausgeliehen hatten. Sie ersetzte es nur aus Gewichtsgründen durch Papier.

Ganz anders ging hingegen die Bank von England vor. Sie hatte das Gold ihrer Einleger bereits wieder ausgeliehen, bevor sie die erste Note emittierte! Ihre Noten waren zum Zeitpunkt der Emission nicht durch Gold, sondern bestenfalls durch Staatsschuldscheine gedeckt, wie im Kapitel 8.9 gezeigt wird. Natürlich gaben sich die englischen Banknoten wie ihre vermeintlichen schwedischen Schwestern als Depotscheine aus. Beide versprachen eine Einlösung in Metall, die sie nicht halten konnten.

Doch während die schwedischen Noten das Abbild eines zwar fremden, aber weil ungenutzt doch real vorhandenen Kupferdepots darstellten, so waren die englischen Noten nur das Abbild ausgegebenen Geldes. Kurios ist, dass dieser Unterschied ein absolut theoretischer war, da sowohl die Deckung der schwedischen Noten durch Kupferdepots, wie die der englischen durch Staatsschuldscheine illusionär war. Denn so offensichtlich kein Kupfer zur Deckung der als Kredit ausgegebenen schwedischen Banknoten vorhanden war, so unreal war die Deckung der englischen Noten durch Staatsschuldscheine, also durch Geld, das ausgegeben und nur selten je wieder zurückgezahlt wurde. Dass in diesem illusionären Unterschied der Misserfolg der schwedischen wie der Erfolg der englischen Noten begründet lag, zeigt, wie entscheidend die Macht des Glaubens für Wert und Funktionsweise des Geldes sind.

Faktisch waren beide Banknoten dasselbe. Aus dem Kreditwunsch der Kunden geborene Schuldscheine, die sich in das Gewand von Depotscheinen kleideten. Doch hinter beiden standen unterschiedliche Ideen, um den Betrug, einen Schuldschein als Depotschein auszugeben, zu rechtfertigen. In diesen Ideen lag der zentrale Unterschied. Die Geschichte hat bewiesen, dass die englische Idee zweifelsfrei die bessere war. Denn während die schwedische Note bereits 1664 sang- und klanglos unterging, trat die englische Banknote ihren Siegeszug um die Welt an. Es war die neue Idee – die konsequente Fundierung des Zahlungsmittels auf Schulden, also auf Forderungen an andere –, die die Noten der Bank von England zu erfolgreichen Banknoten machte. Diese verhalfen dem Kreditgeldsystem endgültig zum Durchbruch.

Zu diesem Zweck schob sich der Schuldschein namens Banknote, als Golddepotschein getarnt, wie ein Schleier zwischen das Münz- und das Kreditgeldsystem. Die Banknote war das Tuch, das der Zauberer über dem Hut schwenkte, bevor er das Kaninchen herauszog. Bei Lichte besehen war sie halb Bargeld und halb Wechsel, noch jenes und schon dieses.

Denn aus Sicht des Wechsels erschien die Banknote als Bargeld, da sie in der Lage war, diesen am Fälligkeitstag einzulösen, aus Sicht der Gold- bzw. Silbermünze erschien sie hingegen als Wechsel, weil sie selbst eine Einlösung in klingender Münze forderte. Sie war Bargeld und doch wieder keins. Sie war Einlösemittel des Wechsels, aber noch nicht letztes Erfüllungsmittel.

Faktisch ersetzte die Banknote bei Wechseleinlösung eine unhandliche Form des Wechsels in eine handliche. Sie war ein von der Autorität einer Bank herausgegebener standardisierter Sichtwechsel mit Blankoindossament, d.h. sie besaß ein verbrieftes Bankakzept, belief sich auf runde, im Vergleich zu den Wechseln kleine Beträge, war jederzeit bei Vorlage (Sicht) in Gold einlösbar, und beliebig übertragbar. In ihr kulminierte die Jahrhunderte lange Entwicklung des Wechsels.

Sofern die Bank die Wechsel, die sie mittels ihrer Banknoten diskontierte – d.h. in einheitliche Stücke zerlegte – auch selbst ausstellte, schuf sie mit dem Wechsel zugleich dessen Einlösemittel – die Banknote. Sie verschaffte ihrem Wechsel damit zugleich Deckung und war nun lediglich bei der Beschaffung der Deckung für die Deckung, d.h. bei Beschaffung der Golddeckung (=Goldmünze) für die Wechseldeckung (=Banknote), an die Goldvorräte gebunden.

Damit zerfiel der Zahlvorgang in drei Teile. Der Kaufmann konnte zunächst in Wechsel bezahlen, der Verkäufer konnte den so erhaltenen Wechsel in Banknoten diskontieren lassen und die Notenempfänger konnten ihre Noten schließlich in klingende Münze eintauschen.

War die Zahlung bereits durch Verwendung indossierbarer Wechsel als Zahlungsmittel in zwei Vorgänge zerfallen, schob sich die Banknote nun zwischen diese beiden Zahlungen, damit zugleich zwischen zwei Geldsysteme und vor allem zwischen zwei auseinanderstrebende Geldmengen. Denn während der Wechselumfang (der durch Wechselausstellung geschaffene Geldbetrag) aus dem Geldbedarf der Kaufleute erwuchs, hing der Münzbestand vom Vorhandensein von Gold und Silber ab.

Der Banknote gelang es, als ein in Gold einlösbares Einlösemittel für Wechsel, das Spannungsfeld zwischen den beiden auseinander treibenden Geldmengen zeitweise auszufüllen. Indem die Bank von England durch Banknotenemission in dem Maße Tauschvermittler für Waren bereitstellte, in dem die sich ausweitende Warenproduktion Bedarf an Tauschmittel hervorrief, schuf sie die Voraussetzung für die Industrialisierung.

Die Loslösung der Geldmenge vom Gold brachte jedoch nicht nur Segen. Zwar entstand dadurch die Möglichkeit, die Mängel des Münzgeldsystems zu überwinden, doch barg die Banknote neue Gefahren. Während im Metallgeldsystem unabhängig von der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung die Geldmenge je nach Vorhandensein von Münzmetallen über Gebühr anschwellen¹³⁰ oder unerträglich schrumpfen¹³¹ konnte, ermöglichte die Banknote eine spekulative Geldschöpfung. Diese losgelöst von der Warenproduktion stattfindende Geldschöpfung, die nicht dem Warenumsatz, sondern dem „widernatürlichen Streben nach monetärem Gewinn“¹³² dient(e), ermöglichte es nicht nur, die Geldmenge von der Goldmenge, sondern zugleich von der Warenmenge zu lösen. Die im Kapitel 2 (im Buch) beschriebene Entfesselung der spekulativen Geldschöpfung nahm spätestens mit der Entstehung der Banknote ihren Anfang. Formal hat sie ihre Wurzeln bereits im Rückwechsel, siehe Kapitel 8.3. *Während die Geldmenge im Münzgeldsystem also aufgrund zufälliger Edelmetallfunde schwankte, war ihr Umfang im Kreditgeldsystem dem Einfluss von Spekulanten unterworfen.*

So wichtig die Warendeckung für den Geldwert war, so unwichtig war die Golddeckung. Doch da ein Verlust der Warendeckung zwangsweise mit einem Verlust der Golddeckung einherging, sah man den Fehler stets im Fehlen der Gold-, nie im Fehlen der Warendeckung. Das beharrliche Lenken der Aufmerksamkeit auf die Goldstatt auf die Warendeckung diente und dient zweierlei. Die Öffentlichkeit soll(te) weiter im Glauben gewiegt werden, das Geld kein Schuldschein, sondern ein Goldsubstitut sei, und außerdem von der unerlaubt stattfindenden, weil den Geldwert zerstörenden, Geldschöpfung für Spekulation abgelenkt werden.

Dieser Ablenkung diente die Banknote auf hervorragende Weise. Denn sie war ein Zwitter. Durch das Goldeinlöseversprechen erschien sie als Substitut der frei geprägten Münze, doch da sie nur durch Wechseldiskontierung in Umlauf kam, war sie faktisch nur eine Variante des Wechsels, quasi ein Spiegelbild des ursprünglichen Schuldscheins. Als Zwitter schwenkte die Banknote 300 Jahre ihr Janushaupt zwischen Wechselbrief und Münzstück, bevor sie durch Amputation der Golddeckung (Aufhebung des Goldstandards) endgültig auf ihr Schuldscheindasein reduziert wurde.

Die Auflösung der so fiktiven wie irreführenden Golddeckung erfolgte schleichend, wobei es wiederholt Versuche gab, zumindest die Illusion einer Golddeckung neu zu schaffen. 1745 wurde die Goldeinlösung erstmals aufgehoben, wenig später wieder eingeführt,¹³³ um noch im gleichen Jahr erneut aufgehoben zu werden. Die 1797 verkündete Aufhebung der Goldeinlösung¹³⁴ dauerte dann schon mehr als 20 Jahre. In dieser Zeit, der Zeit der napoleonischen Kriege wie der Abenddämmerung des Ancien Régime, wurde das Kreditgeldsystem im wesentlichen vollendet, so dass es im 19. Jahrhundert von Großbritannien aus die Welt erobern konnte.

Ein beachtenswerter Meilenstein auf diesem Weg war die Entlassung der Banker aus der persönlichen Haftung.¹³⁵ Ab 1798 mussten sie nicht mehr mit ihrem privaten Vermögen für die Geldschöpfung ihrer Bank bürgen. Zwar war die Bank von England formal noch immer eine Privatbank, doch nicht mehr im Sinne des freien

Unternehmertums, wonach Gewinn *und Risiko* auf eigene Rechnung gehen. Denn während die Gewinne weiter in die privaten Taschen der Banker wanderten, wurden sie von der Verlusthaftung entbunden. Das Privatkonto wurde vom Geschäftskonto getrennt. Genauer gesagt, wurde die Verbindung halbdurchlässig. Denn das Geld floss nun nur noch vom Geschäfts- auf das Privatkonto, nicht mehr umgekehrt. Aus dem voll haftenden Privatbankier wurde der angestellte Managerbankier, der nur noch im Rahmen seiner Einlage haftete. Für die Banker galt seitdem der Grundsatz: Gewinne privatisieren, Verluste vergesellschaften.

Als die Bank von England, die inzwischen von der privaten Notenbank zur Zentralbank geworden war, 1946 schließlich verstaatlicht wurde, war dies nur noch ein formaler Akt. Faktisch war sie seit 1798 ein staatliches Institut, wie auch die amerikanische Zentralbank faktisch eine staatliche Bank ist. Nur darf jene ihre Gewinne nach wie vor privatisieren.

Dass die Bank von England zur Bank der Banken werden konnte, verdankt sie jedoch nicht nur der, mit der Entwicklung der Banknote vollzogenen monetären Evolution, sondern ihrer Fähigkeit und Bereitschaft, ihr Verschuldungs- wie Entschuldungspotential in den Dienst ihres Beschützers zu stellen. Indem sie den Staat nicht nur mit Geld versorgte, sondern auch seine Entschuldung besorgte, verpflichtete sie sich ihren Gönnern.

Staat und Bank brauchten einander – die Bank den Staat als Schuldner und Bürgen, der Staat die Bank als Geldgeberin und Schuldlöserin. Denn die Bank nutzte den Staat zugleich als zinszahlenden Schuldner wie als Bürgen für ihre ungedeckten Banknoten. Der Staat brauchte die Bank im Gegenzug als Geldgeberin und zugleich als Vernichterin seiner untilgbaren Schulden. Um dieses shake-hand-Geschäft abzuwickeln, bedurfte es eines Hutes, eines Tuches und zweier weißer Kaninchen. Der Hut war eine Aktiengesellschaft, das Tuch die Banknote und die zwei weißen Kaninchen, die man abwechselnd aus dem Hut holte und wieder darin verschwinden ließ, waren zwei Schuldscheine – die Staatsschuldscheine in Form der Schatzwechsel und die Privatschuldscheine in Form von Aktien einer Handelsgesellschaft.

8.8 Schatzwechsel und Aktien

Staatsentschuldung durch Schuldscheinhandel

Zu ihrer großen Bedeutung ist die Bank von England vor allem dadurch gekommen, daß sie von vornherein in engster Verbindung zum Staate gestanden hat. Viel wichtiger als das Recht der Notenausgabe war für ihre Entwicklung die Tatsache, daß sie in immer stärkerem Maße zur Trägerin der staatlichen Geldwirtschaft wurde.

Siegfried Wendt¹³⁶ (1948)

Lange bevor die Bank von England im Zuge der um 1780 einsetzenden Industrialisierung für die englische Wirtschaft unentbehrlich wurde, war sie die entscheidende Geldgeberin des Staates. Hierauf gründeten ihre Sonderprivilegien, weshalb sie im Falle eines Runs (eines Ansturms auf die Kassenschalter einer Bank) jederzeit auf königliche Unterstützung durch Liquiditätszuschuss oder im schlimmsten Fall auf Erlass von Notverordnungen zur Aufhebung der Einlösepflicht rechnen konnte. Im Gegenzug gewährte sie dem Staat immer neue Kredite nach dem bereits beschriebenen Muster (Kapitel 8.5) und stützte, wenn nötig, den Kurs der staatlichen Schatzwechsel durch formale Goldeinlöseversprechen.

So wurden 1708 die seit 1697 vom Staat ausgegebenen Exchequer Bills den Noten der Bank von England gleichgestellt.¹³⁷ Es war das Jahr, in dem die Goldschmiedebankiers, die sich um ihre lukrativen Geschäfte betrogen fühlenden eigentlichen Erfinder der Banknote, einen Run auf die noch junge Bank organisierten, um sie in den Bankrott zu treiben.

Faktisch wurden durch Gleichstellung der an der Bank vorbei emittierten Bills mit den Noten der Bank, der durch Billausgabe ohne Bank verschaffte Staatskredit zu einem Bankkredit. Die Bank gab hier ein klassisches Beispiel der englischen Rechtspraxis, die bis heute Recht durch Präzedenzfallentscheidungen schafft. So lässt sich das Recht am Gesetzgeber vorbei durch Schaffen von Tatsachen den Bedingungen der Herrschenden anpassen.

Die Staatsform einer konstitutionellen Monarchie gibt hierzu den passenden Rahmen, denn notfalls kann man sich auf eine Autorität jenseits des Parlaments beziehen. Natürlich ist der König dabei nie der Entscheidungsträger, sondern legitimiert nur die Entscheidungen des unsichtbaren Geldadels, die dieser nicht im Parlament zu diskutieren wünscht. Hauptsache die Autorität der Krone steht hinter allem. Und sie stand, denn sie brauchte die Bank als fortwährende Kreditgeberin.

Staat und Bank waren als Schuldner und Gläubiger, d.h. als geldfordernde und geldschöpfende Institution aneinander gekettet. Allerdings befand sich die Bank dabei in der weitaus komfortableren Position, weshalb Herr Sheridan¹³⁸ 1797 von ihr sagt, sie

wäre eine Corporation, die um die National-Gläubiger zu bezahlen, bestimmt wäre, und so lange die National-Schuld unbezahlt wäre, bliebe der Endzweck ihrer ursprünglichen Errichtung unverändert, und folglich würde das Etablissement selbst wahrscheinlich stets fort dauern.¹³⁹

Trotzdem oder gerade deshalb konnte sich die Bank darauf verlassen, dass die Krone sie vor jedem Run schützte. Nicht nur die 1708 stattfindende Legitimation des als Exchequer Bills ausgegebenen Staatsgeldes durch die Bank und der Schutz der Bank vor dem Run der Goldschmiedebankiers durch den Staat waren ein klassisches *shake hand* Geschäft.

Doch infolge der Zins- und Tilgungsspirale, in die der Staat durch seine Kreditaufnahme zwangsweise geriet, drohte kein Vierteljahrhundert nach der Bankgründung der erste Staatsbankrott. Nun zeigte die Bank erstmals ihre Fähigkeit, den Staat zu entschulden, ohne in dieser Schuldenstreichung als Gläubiger selbst unterzugehen. Der Weg hierzu ist ein, unter dem Begriff Sozialisierung der Verluste, heute ein allgemein übliches Verfahren. Er besteht darin, die Verbindung zwischen Schuldner und Gläubiger zu anonymisieren. Der hierdurch kaum fassbare Gläubiger kann, solange der Schuldner zahlungsfähig ist, unauffällig Zins- und andere -gewinne kassieren. Tritt jedoch die unvermeidliche Zahlungsunfähigkeit des Schuldners ein, verteilt der Gläubiger die Schulden des Pleitiers geschickt aufs Publikum (d.h. die Kleinaktionäre^{§§}), und bürdet diesem so die Verluste auf. Alles was man dazu braucht, ist doppelte Buchführung und eine Börse. Beides war 1720 hinlänglich bekannt,¹⁴⁰ und so konnte der Schwindel steigen.

Durch geschickte Manipulation, wie Berichte über exorbitante Gewinnerwartungen, trieb man die Kurse der Aktien zunächst hoch. Die Hoffnung auf weitere Kurssteigerung ließ das Publikum die Aktien bald zu einem Mehrfachen des Nennwertes kaufen. Waren große Teile der Staatsschuldscheine in Aktien verwandelt, überließ man die Kurse sich selbst. Was die Aktionäre bei dem folgenden Kurssturz an Guthaben verloren, verlor der Staat zugleich an Schulden.¹⁴¹ Pech für die Aktionäre, Glück für den Staat.

Die damalige Staatsschuld betrug etwa 50 Millionen £. Davon sollten 31 Millionen £ in die 1711 gegründete South Sea Company¹⁴² eingebracht werden. In diesem Zusammenhang wurde die Company befugt, Aktien im Nennwert von 31 Millionen £ zu schaffen. Man beachte, auch hier bestand das Stammkapital (wie bei der Bank von England) aus Schulden! Die Aktien wurden gegen Einreichen von Staatsschuldscheinen ausgegeben oder gegen bar verkauft. Die Staatsrentner wurden auf diese Weise zu Aktionären. Verführt wurden sie zu diesem Tausch, weil ihnen die Aktien höhere Gewinne suggerierten als die Staatsschuldscheine. So gelang es, die Aktien weit über Nennwert zu verkaufen. Die Gesellschaft nahm insgesamt schätzungsweise 80 Millionen £ in Staatsschuldscheinen bzw. in bar ein. Die Staatsschuldscheine, die das Publikum bei der Bank in Aktien getauscht hatte, konnte die Bank im Auftrag des Staates vernichten und diesen so entschulden. Der Staat blieb dabei als bankrotter Schuldner unerkannt, denn vor der Schuldenannullation war durch den Umtausch der Schatzwechsel in Aktien ein Schuldnerwechsel erfolgt. Aus dem Staatsschuldner war dadurch ein privater Schuldner geworden. Der bald einsetzende Kursverlust der Aktien war nun keine Entwertung von Staatspapieren mehr, sondern erschien als Versagen einer privaten Gesellschaft.

Für die South Sea Company bedeutete die Vernichtung der Schatzwechsel zwar, dass den hochgetriebenen Aktienkursen nun nur noch das in bar eingenommene Restguthaben der Gesellschaft gegenüber stand, doch blickte man gelassen auf den im September 1720 einsetzenden rasanten Kurssturz. Nachdem der Kurs der Aktien von 1000 £ Ende August auf 290 £ Anfang Oktober, also um mehr als 70%, gefallen war, kaufte die Company mit ihrem Restguthaben die entwerteten Aktien auf. Nach den Staatsschuldscheinen wurden so auch die Aktien wieder aus dem Verkehr gezogen. Sie hatten ihre Schuldigkeit getan – den Bankrott des Staates zu verschleiern. Dass es sich hier um einen Staatsbankrott handelte, ließ sich bestenfalls beim zweiten Hinsehen feststellen. Der Trick bestand darin, die vorgeblich wertstabilen Staatsschuldscheine in Papiere umzutauschen, deren Kurswerte den Gesetzen des Marktes unterworfen waren. Ganz egal welche Werte oder Luftschlösser hinter diesen Papieren standen, sie ersetzten den Staat als Schuldner durch eine private Gesellschaft. Diese konnte in Konkurs gehen, ohne den Staat als Schuldner zu entblößen. Die Bank von England hatte sich damit im Sinne Heinrich Rittershausens als stark erwiesen.

Stark war sie [die Bank, d.A.], wenn sie eventuell sogar Teile der Geldvermögen der Bürger vernichtete – wovon freilich nicht gesprochen wurde – und das entstehende Vakuum an Geld für den Staat nutzbar machte.¹⁴³

Die Methode, den Staat durch Umtausch von Schatzwechseln in Privataktien zu entschulden, wurde interessanterweise im gleichen Jahr in Frankreich¹⁴⁴ erfolgreich angewandt. Während England 1720 auf diesem Weg mehr als 60% seiner Staatsschuld los wurde, gelang es den Franzosen nur gut 30% ihrer Schulden abzuschütteln. Allerdings hatte ihre Staatsschuld infolge der Regentschaft des Sonnenkönigs umgerechnet 2,2 Milliarden £ betragen, von denen nach dem Coup „nur“ 1,5 Milliarden £ verblieben.

Dieses Ganovenstück war die Leistung des Schotten John Law. Er inszenierte die Mississippikrise in Frankreich und gilt damit als Erfinder dieser eleganten Bankrottverschleierung. Fakt ist jedoch, dass die Engländer sowohl

^{§§} Zur Umschreibung der Kleinaktionäre als Publikum passt, dass man die Selbstdarstellung einer Aktiengesellschaft Performance nennt. Die Welt der Wertpapiere ist ein großes Theater, auf dem, wie sich vor allem im zweiten Teil des Buches zeigen wird, ein gigantisches Ganovenstück gegeben wird, dessen einziges Ziel es ist, das Publikum über den Tisch zu ziehen.

die Papiergeld emittierende Bank (gegründet 1694) als auch die zum Aktienschwindel notwendige Handelsgesellschaft (gegründet 1711) bereits besaßen, bevor Law 1716 eine entsprechende Bank und Gesellschaft in Frankreich gründete. Fakt ist allerdings, dass die Engländer ihre eigene South Sea Spekulation erst richtig anheizten, als Laws System bereits zu kriseln begann. Wohl wissend, dass Laws Aktienspekulation zu einer umfangreichen Vernichtung nicht nur von Staatsschuldscheinen, sondern im Gegenzug auch von privatem Vermögen führen musste.

Schon damals war die Welt so klein, dass sich die Mär von den gigantischen Gewinnmöglichkeiten durch Handel mit französischen Mississippiaktien nicht nur auf dem Kontinent, sondern auch auf der Insel verbreitete. So begann auch englisches Geld nach Frankreich zu strömen. Um der Vernichtung englischer Vermögen im Zuge der Verringerung der französischen Staatsschuld entgegenzuwirken, weiteten die Engländer im April 1720 ihren Handel mit Südseeaktien spekulativ aus. Sie wollten das Geld ihrer Landsleute lieber der Tilgung der eigenen Staatsschuld zuführen, als es den Franzosen zu überlassen.

Dass sie vor dem Zusammenbruch des französischen Aktienschwindels entschlossen auf den fahrenden Zug aufsprangen, macht deutlich, dass ihnen das Ziel der Lawschen Spekulation vollkommen klar war. Lord Oxford, der mit der South Sea Company seit 1711 an einer schleichenden Staatsentschuldung arbeitete, konnte nicht zulassen, dass ein Hasardeur ihm die Show, genauer gesagt das Kapital in Form der Aktionärsvermögen stahl. Nur bevorzugten die Engländer eher feinere Methoden.

Dass sie die eigentlichen Erfinder des Staatsbankrottsystems per Aktienschwindel sind, beweist nicht nur, dass sie die dazu notwendigen Instrumente bereits vor den Franzosen besaßen sowie, dass sie in der Lage waren, rechtzeitig vor dem Bankrott des französischen Systems ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen, sondern auch, dass es ihnen gelang, den größten Teil ihrer Staatsschuld durch diesen Deal zu tilgen und trotzdem – was das Wesentliche ist – die Bank von England vor einem Vertrauensverlust und damit vor dem Ruin zu bewahren. England gebührt das Verdienst, das System des Aktienschwindels nicht nur erfunden, sondern auch sehr erfolgreich angewandt zu haben. Der in Frankreich mehr schlecht als recht brillierende Schotte Law, war in England gewissermaßen zur Schule gegangen. Dass die Engländer ihm den Ruhm überließen, sowohl der Erfinder des Papiergeldes wie des per Aktienschwindels verschleierte Staatsbankrottes zu sein,¹⁴⁵ bewahrte ihrer Bank und damit ihrem Geldsystem bis heute ein seriöses Ansehen in der Welt. Das ist wohl ihre größte Leistung in dem Betrug.

Diese elegante Art, einen Staat über Aktienspekulation zu entschulden, hat einen Nachteil. Man kann derartige Tricks nicht ständig wiederholen, weil die Geschädigten, auch wenn sie die vollständigen Zusammenhänge nicht erkennen, zumindest für eine gewisse Zeit gewarnt, und deshalb zu keinen neuen Spekulationen bereit sind. Von Zeit zu Zeit lässt sich das Prinzip durch Verkauf von Aktien und anschließenden Kurssturz derselben, private Guthaben zu vernichten, um staatliche oder institutionelle Schuldner zu entschulden, jedoch durchaus anwenden. Das Mittel zum Zweck ist eine Aktienbank mit doppelter Buchführung. Sie ermöglicht es, das Verhältnis zwischen Schuldner und Gläubiger zu anonymisieren, denn dieses zerfällt nun in eine verwirrende Zahl unterschiedlicher Schuldscheine. Parallel dazu steht den Sparern und Kreditnehmern nun kein persönlich haftender Gesellschafter mehr gegenüber, sondern ein aus der persönlichen Haftung entlassener Manager einer Aktienbank.

Dieses System der organisierten Verantwortungslosigkeit war in England im wesentlichen bereits 1708 perfektioniert worden, indem man der Bank von England staatlicherseits eine Monopolstellung unter den Banken zusicherte. Offiziell entließ man die Banker dann 1798 aus der persönlichen Haftung.¹⁴⁶ Nur ein Jahr, nachdem die Goldeinlösung ihrer Noten aufgehoben worden war.¹⁴⁷

Haftungsentlassung bedeutet, wie bereits erwähnt, dass die Banker nicht mehr mit ihrem gesamten Vermögen, sondern nur noch mit dem in das Unternehmen eingebrachte Kapital haften. Ein Durchgriff auf das gesamte Privatvermögen des Bankiers wurde damit unmöglich. *Die Entlassung aus der persönlichen Haftung markiert das Ende des eigenverantwortlichen Unternehmers. Nun wurde es möglich, Gewinne zu privatisieren und Verluste zu verstaatlichen.* Um dies zu ermöglichen, wurden Privat- und Geschäftskonto getrennt. Damit begann die doppelte Buchführung eine gefährliche Wirtschaftsdynamik zu entwickeln.

Durch Privilegierung der Bank hat sich der Staat scheinbar eine von ihm abhängige Staatsbank geschaffen. Tatsächlich war es, wie die Geschichte der Staatsschuld belegt, genau umgekehrt. Die Bank hatte ihren Schuldner – den Staat – erpresst, indem sie sich durch ihre Monopolstellung als seine einzige Geldgeberin installierte. Zwar dankte die Bank dem Staat ihre Sonderstellung, indem sie den Staat von Zeit zu Zeit zu Lasten des Publikums entschuldete, doch hatte sie sich dadurch quasi doppelt unentbehrlich gemacht.

Im Geschäft zwischen dem Staat und seiner Bank saß die Bank eindeutig am längeren Hebel. Zwar brauchten sie einander, der Staat die Bank als Geldgeberin, sie ihn als Schuldner, doch sie konnte durch Zudrehen des Geldhahns nicht nur den Staat in Bedrängnis bringen, sondern die gesamte Wirtschaft in eine Krise stürzen. Um dies zu verhindern, sah der Staat sich genötigt, die Bank aus der Haftung zu entlassen. Er musste sie retten, um sich seine Geldquelle zu sichern. Doch indem er die Banker der Haftung für ihre Geldschöpfung entzog, entzog er sie faktisch jeder öffentlichen Kontrolle. Nun waren sie nur noch ihrem Profitinteresse verpflichtet.

Mit der Aufhebung der Goldeinlösepflicht und der Entlassung aus der persönlichen Haftung brauchte die Staatsbank den Staat nur noch als treuen Schuldner, denn seine Schuldscheine stellen nun die einzige Deckung ihrer Banknoten dar. Die Zusammenarbeit zwischen Bank und Staat folgte damit dem Gläubiger-Schuldner-Prinzip.

D.h. die Staatsbank nahm als Kreditgeber den Staat aus und der Staat im Auftrag der Bank das Volk.¹⁴⁸ Erwies sich der Staat als unfähig, das Volk zur Bedienung seiner wachsenden Schulden hinreichend auszupressen, lag es in der Macht der Bank, ihn zu Lasten des Volkes zu entschulden. Die Folge war, dass Regierungen kamen und gingen, die Bank aber blieb. Stets schien sie die einzig sichere Geldquelle, die Schöpferin eines vermeintlich neutralen Tauschmittels. Dass im Ursprungsland des Kreditgeldsystems das englische Königshaus wie ein Fels in der Brandung zu stehen scheint, während immer wieder von Bankzusammenbrüchen zu hören ist, ist nur dem Umstand geschuldet, dass Großbritannien bis 1931 Leitwährungsland war und deshalb eine Sonderstellung innerhalb der kapitalistischen Staatengemeinschaft inne hatte, wie sie heute die USA besitzt.

In vielen anderen Ländern hat es seit Einführung des Kreditgeldsystems hingegen mehrere Systemwechsel gegeben. Wir haben den Untergang des Ancien Régime, den Aufstieg der Demokratien, die Nacht der Diktaturen und die Wiederkehr demokratischer Regierungen erlebt. Während sich die Machtstrukturen mehrfach radikal wandelten, blieb das Banksystem trotz Krisen einzelner Institute im Wesen gleich. Dass die Regierungen kamen und gingen, die Banken aber blieben, bzw. welche Rolle die Banken bei der gesellschaftlichen Entwicklung spielten, lässt sich am deutlichsten am Beispiel Deutschland zeigen.

Der zweite Weltkrieg war auch eine Folge der allgemeinen Staatsverschuldung in den Industriestaaten. Sein Ende hatte in Deutschland zu einem völligen gesellschaftlichen Zusammenbruch geführt. Bezeichnenderweise wurden die Banken in beiden Teilen Deutschlands als maßgebliche Mitverantwortliche der Kriegskatastrophe betrachtet und deshalb zunächst nach Kriegsende geschlossen. Der Morgenthauplan sah sogar eine dauerhafte Abschaffung des Bankensystems in den drei Westzonen vor, was Westdeutschland in einen mittelalterlichen Agrarstaat verwandelt hätte.

Wegen der politischen Konkurrenz zwischen Ost und West gaben die Alliierten diesen Plan jedoch auf und ermöglichten Deutschland die Wiedererrichtung eines Bankensektors und damit die Rückkehr in den Kapitalismus. Im Zuge der 1948 zunächst nur in der britischen und amerikanischen Besatzungszone durchgeführten Währungsreform wurden die Staatsschulden des Dritten Reiches nahezu vollständig annulliert. Aber eben nur nahezu, wie Karl Häusler feststellt, der auch gleich mitteilt, warum keine völlige Schuldentilgung durchgeführt wurde.

Die Annullierung der inneren Schulden des Reiches und anderer öffentlicher Körperschaften bedeutete... nicht, daß sie ersatzlos gestrichen worden wären. Die Folgen, die von einer vollständigen Auslöschung der Reichsschuld und anderer öffentlicher Schulden für die Gläubiger, zumal für die Banken und die Geldinstitute ausgehen mußten, konnten nicht hingenommen werden, wenn die Geldinstitute überleben sollten.¹⁴⁹

Die Westmächte wollten den Kapitalismus, um dem Sozialismus die Stirn zu bieten; der Kapitalismus brauchte die Kreditbanken und diese Banken brauchten Schuldner und zwar vorzugsweise Staatsschuldner. *Weder Stammkapital noch Kundeneinlagen bilden das Fundament der Banken, sondern Schulden.* Damit die Geldinstitute überleben konnten, mussten folglich auch einige Schulden erhalten bleiben.

In Unkenntnis dieses Zusammenhangs haben Staatsmänner und Ökonomen immer wieder nach Wegen gesucht, der Schuldenfalle zu entgehen. Sie meinten, die Ursache versagender Schuldendienste in Kriegen und Krisen zu sehen, ohne zu erkennen, dass Kriege und Krisen erst Folge wachsender Staatsverschuldung waren. Nicht selten wurden Kriege in der Hoffnung angezettelt, sich durch die Kriegsgewinne zu entschulden.¹⁵⁰ Verschuldung existierte vielfach bereits vor dem Krieg. Dass sie am Ende des Krieges gewöhnlich höher als am Anfang war, liegt in der Logik des Kreditsystems, nicht in der Störung dieses Systems durch den Krieg. Wenn Charles Rist schreibt:

Die Schwierigkeiten unseres Gegenstandes [der Beschreibung des Geld- und Kreditsystems d.A.] rühren davon her, daß die normale Funktion des Kredits und des Geldes durch Kriege und Krisen immer wieder gestört wird.¹⁵¹

scheint er das Geldsystem als ein Auto anzusehen, mit dem man nur bei gutem Wetter spazieren fahren kann, dessen Motor bei Regen hingegen versagt. Für dieses Versagen macht er dann den Himmel verantwortlich, der es zur Unzeit regnen lässt. Dabei liegt es auf der Hand, den Ingenieur zur Verantwortung zu ziehen. Von ihm erwarten wir, dass er Motor und Zündung so konstruiert, dass sie auch bei Regen ihren Dienst nicht versagen. Jeder Ingenieur weiß, dass ein Regelwerk dazu dient, einen Mechanismus davor zu bewahren, in einen Krisenzustand zu geraten. Die Krise verhindert das Funktionieren des Systems nicht, die Krise ist Ausdruck des Systemversagens. Kriege verhindern das Funktionieren des Geld- und Kreditsystems nicht, sie werden durch dessen Versagen hervorgerufen.

Dieses System – der monetäre Motor der Wirtschaft – ist allerdings nicht das Werk eines Masterplaners, sondern das Resultat einer Vielzahl kurzsichtiger, unüberlegter Entscheidungen.¹⁵² Daher macht es wenig Sinn, nach dem verantwortlichen Ingenieur zu suchen, als vielmehr nach der Funktionsweise des Systems. Ein Grundelement ist die seit Anfang des 16. Jahrhunderts bekannte doppelte Buchführung¹⁵³. Wer sie beherrschte, hielt einen Schlüssel zur Macht in Händen. Nicht nur der kometenhafte Aufstieg des Hauses Fugger gründet darauf.

8.9 Doppelte Buchführung

Aus zwei Seiten einer Medaille werden zwei Medaillen aus einer Seite

Die Rechnungseinheit ist die Beschreibung oder der Titel, das Geld aber das Ding, das dieser Beschreibung entspricht. Wenn nun das gleiche Ding immer der gleichen Beschreibung entspräche, so würde die Unterscheidung ohne praktisches Interesse sein. Wenn sich aber das Ding ändern kann, während die Beschreibung die gleiche bleibt, so kann die Unterscheidung sehr bedeutungsvoll sein.

John Maynard Keynes¹⁵⁴ (1932)

Bowman zufolge wusste auch der Mann, der den Bankgründungsplan des Schotten William Patersons durchs Parlament boxte, was die Gründung der Bank von England bedeutete.

Zweifellos wußte Montague, Williams großer Schatzmeister, daß die neue Bank die Geldquellen des Landes verdoppeln würde.¹⁵⁵

Das magische Mittel zu diesem Zweck war die doppelte Buchführung. Um ihr Potential freizulegen, soll ihre Funktionsweise überblicksartig erläutert werden. Wie der Name schon sagt, wird alles doppelt verbucht, weshalb eine Bankbilanz stets aus zwei Seiten besteht, der immer links dargestellten Aktivbilanz und der immer rechts befindlichen Passivbilanz.

Unter *Aktiva* versteht man alles, was die Bank an Vermögenswerten besitzt, also alles, was sie durch Verkauf zu Gold bzw. zu Bargeld¹⁵⁶ machen kann. Aktiva dienen der Erfüllung der Verbindlichkeiten der Bank gegenüber ihren Anteilseignern und Kunden. Anders ausgedrückt sind Aktiva Forderungen, die die Bank an andere hat, bzw. Schulden die andere bei ihr haben. Aktiva stellen also durchweg Eigentumstitel der Bank dar, die sich hinsichtlich ihres Geldcharakters durch die Grade ihrer Liquidität unterscheiden.

Passiva sind alle Verbindlichkeiten bzw. Verpflichtungen gegenüber den Bankeigentümern bzw. Aktionären sowie den Bankkunden. Die Verbindlichkeiten der Bank sind zugleich die Einlagen bzw. Guthaben der Eigentümer und Kunden. Abhängig von der Art der Einlagen ist die Bank sofort (Sichteinlagen) oder später (Spar- bzw. Termineinlagen) zur Auszahlung verpflichtet. Die Einlagen sind folglich für die Kunden unterschiedlich schnell bzw. leicht verfügbar. Sie unterscheiden sich daher, vergleichbar den Aktiva, hinsichtlich ihres Liquiditätsgrades.

In der *Bankbilanz* bilden die beiden Bilanzteile faktisch zwei Seiten einer Medaille, was sich darin ausdrückt, dass die Summen der Aktivbilanz und der Passivbilanz gleich sein müssen. Diese Gleichheit ergibt sich zwingend, wenn man die Entstehung einer Bilanz verfolgt, sie scheint sich hingegen aufzulösen, wenn man die unterschiedliche Dynamik beider Bilanzseiten betrachtet. Denn was zusammen entsteht, und durch die Bilanz scheinbar auch zusammengehalten wird, beginnt ein Eigenleben zu entwickeln. Indem die Bilanz, die als zwei Seiten einer Medaille erscheint, in zwei Seiten zerfällt, werden aus einer Bilanz quasi zwei eigenständige Medaillen. Was gemeinsam entsteht, kann nach seiner Entstehung getrennt werden.

Verständlich wird dies, wenn man sich das Prinzip der doppelten Buchführung veranschaulicht. Dazu wird die Entwicklung der Bilanz der Bank von England vereinfacht nachgezeichnet. Das bietet nicht nur die Möglichkeit, einige Irrtümer über die Banknoten aufzudecken und auszuräumen, sondern den Vorteil, dass wir hier das allgemeine Prinzip eines modernen Kreditinstituts¹⁵⁷ darstellen können. Denn in ihren Anfängen war die Bank von England Geschäftsbank und Zentralbank in einem. Sie war Notenbank.

Ihre Bilanzentwicklung wird im übrigen auch für das Verständnis des Goldstandardsystems von Bedeutung sein.

Tabelle 1: Einsammeln des Stammkapitals durch Umtausch von Zahlungsmitteln

Aktiva	Passiva
Münzgeld	Stammaktien/Anteilsscheine
Summe Aktiva	Summe Passiva

In der Eröffnungsbilanz wird zusammen mit der Buchung der Einnahme der Bargeldeinlagen der Bankgründer auch die Ausgabe von Stammaktien an diese verbucht. Dadurch erhalten die Bankgründer jedoch nicht nur einfach eine Quittung, wie wir sie erhalten, wenn wir unseren Wochenendeinkauf erledigen, sondern ein Wert-

papier, das sie im Bedarfsfall weiterverkaufen können. Während uns ein Kassenbon lediglich sagt, wie viel Geld wir durch den Einkauf eingebüßt haben, stellt der „Kassenbon“, sprich die Stammaktie für den Bankgründer nur die Umwandlung seines hochliquiden Münzgeldes in geringer liquide Aktien dar.

Während wir unseren Kassenbon nicht wieder in Geld verwandeln können, büßt der Banker durch seine Geldausgabe zwar eine gewisse Liquidität seines Vermögens ein, nicht aber die grundsätzliche Verfügungsgewalt über dasselbe. Er kann seine Stammaktie bei Bedarf verkaufen und seinen „Kassenbon“ so wieder in Geld verwandeln.

Es zeigt sich, dass man im System der doppelten Buchführung Geld ausgeben kann, ohne es zu entbehren, weil durch die mit der Buchung einhergehende Gegenbuchung für den Zahlenden aus einer Ausgabe immer zugleich eine Einnahme wird. Zwar bedeutet demgemäß eine Einnahme immer zugleich auch eine Ausgabe, doch wir werden sehen, dass es Möglichkeiten gibt, beide Bestandteile eines Buchungssatzes bei Bedarf zu entkoppeln. Dadurch wird es dem Banker möglich, aus einer Ausgabe immer eine Einnahme zu machen, die mit einer Einnahme verbundene Ausgabe jedoch zuweilen auf andere abzuwälzen.

Tabelle 2: Portfolioumschichtung durch Kreditvergabe an den Staat

Aktiva	Passiva
<i>Treasure/Schatzwechsel</i>	Stammaktien/Anteilsscheine
Summe Aktiva	Summe Passiva

Das Münzgeld der Aktivseite wird gegen Treasures (Staatschuldscheine bzw. Schatzwechsel) eingetauscht, indem es an den König verliehen wird. Das stellt lediglich eine Portfolioumschichtung auf der Aktivseite dar. Das Münzgeld der Bankgründer hat damit ein zweites papiernes Abbild geschaffen. Nach den Stammaktien entstanden die Treasures. Beide geben den Wert des verliehenen Münzgeldes wieder. Die Stammaktien symbolisieren die Schuld der Bank gegen ihre Banker! – als ob die Bank nicht aus eben ihren Bankern besteht. Die Treasures symbolisieren die Schuld des Staates gegen die Bank. Sie enthalten wie jeder Wechsel ein künftiges Zahlungsverprechen des Staates und können gerade deshalb schon heute als Zahlungsmittel im Privatverkehr verwendet werden. Unabhängig davon, dass der Staat damals wie heute seine Schulden selten getilgt hat. Beide papiernen Abbilder des entliehenen Münzgeldes sind durch Verkauf auf dem Geldmarkt in Geld rückverwandelbar.

Das Metallgeld ist durch die Kreditvergabe vollständig aus der Bank verschwunden. Die nun einsetzende Banknotenausgabe entbehrt jeglicher metallischen Basis. Dieser Fakt wird in den ehrfurchtsvollen Beschreibungen der Bank von England nicht erwähnt. Lediglich ein Preuße, der sich gegen die Errichtung von Aktienbanken nach englischen Vorbild in Deutschland stemmt, registriert ihn.

Daß hier das Gefürchtete wirklich eintrat, daß die Bank ihr gesamtes Stammkapital der Regierung darlieh, übersah man, oder wusste es nicht...¹⁵⁸

Tabelle 3: Geldschöpfung durch Bilanzverlängerung

Aktiva	Passiva
<i>Treasure/Schatzwechsel</i>	Stammaktien/Anteilsscheine
<i>Wechsel</i>	<i>Notenumlauf (ausgegebene Noten)</i>
Summe Aktiva	Summe Passiva

Die Bank lässt im Umfang des vorhandenen Treasurebestandes Banknoten drucken, deren Bestand jedoch außerhalb der Bankbilanz verwaltet wird, wie der Zentralbankier Heinrich Rittershausen deutlich macht.

Solche gedruckten, noch nicht emittierten Formulare sind keine Wertpapiere und sind kein Geld, denn sowohl Wertpapiere als auch Geld erlangen ihre rechtliche Bedeutung erst mit der Emission. Sie werden daher auch nicht in die Bilanz der Notenbank aufgenommen.¹⁵⁹

In der Bilanz erscheint nur die Notenmenge, die durch Wechseldiskontierungen in Umlauf gelangt. Während der Banknotenbestand an den Treasurebestand gekoppelt wurde, ergibt sich der Banknoten~~umlauf~~ durch den Ankauf (sprich die Diskontierung) von Wechseln.

Damit bilden die Staatschuldscheine zwar die mathematische Basis der Notenherstellung, die Wechsel hingegen das ökonomische Fundament des Notenumlaufes. Der vom Treasuresbestand abgeleitete Umfang der Notenherstellung, d.h. der reine Banknotendruck, stellt keine Geldschöpfung, sondern eben nur Geldherstellung dar. Zu Geld werden die bedruckten Zettel erst, wenn sie durch Wechseldiskontierung in Umlauf gelangen, weshalb

nicht der Notendruck, sondern die Schaffung von Wechseln und deren Diskontierung (Zerlegung in Banknoten) Geldschöpfung darstellt. Denn ein Wechsel kann auch undiskontiert als Zahlungsmittel fungieren. Eine Banknote hingegen tritt erst durch Wechseldiskontierung in Verkehr. Der Wechsel ist deshalb die Voraussetzung für die Geldwerdung der Banknote. Die Wechselschaffung ist die eigentliche Geldschöpfung.

So wenig die Treasures das Fundament der Geldschöpfung bilden, so wenig bildet es das Stammkapital der Bankgründer, da dieses bereits als Staatskredit wieder ausgereicht wurde. Es bildet nur insofern die Voraussetzung der Bankgründung, als der Staatskredit die Vorbedingung für die Erteilung der Banklizenz war. Man könnte den Staatskredit böswillig als Schmiergeld betrachten. Man kann die Kopplung der Banklizenzerteilung an den Staatskredit auch als shake-hand-Geschäft ansehen. Doch wäre eine Bankgründung auch ohne Stammkapital möglich.¹⁶⁰ Wenn noch heute ein Gründungskapital in Millionenhöhe gesetzliche Voraussetzung für den Erwerb einer Banklizenz ist, ist dies nichts als eine Art Zugangsbarriere, um den Zugang zum Klub der Geldschöpfer der Schicht der Vermögenden vorzubehalten.

Der klare Vorgang der *Geldschöpfung durch das Ausstellen von Wechseln und gegebenenfalls anschließendes Diskontieren derselben* wird durch die Forderung nach (faktisch bedeutungslosem) Stammkapital sowie durch Postulat weiterer fiktiver Zusammenhänge verschleiert. So wird einerseits behauptet, die Noten seien durch Gold gedeckt, was offensichtlich zum Zeitpunkt ihrer Emission nicht stimmt, denn in der Bilanz ist kein Gold verzeichnet. Andererseits wird zugleich darauf verwiesen, dass die Noten durch Treasures gedeckt seien.

Das eine ergibt sich so wenig aus der Bilanz, wie das andere, denn die Banknoten erscheinen in der Bilanz weder mit Treasures noch mit Gold im selben Buchungssatz, sondern eben mit Wechseln, weshalb sie weder durch den Treasurebestand noch durch Gold gedeckt sind, sondern durch das im Wechsel enthaltene Rückzahlungsversprechen des Schuldners. Da Treasurebestand und Notenumlauf nicht aus *einer* Bilanzverlängerung entstanden sind, sondern aus *zwei* verschiedenen, gibt es zwischen den beiden Größen keinerlei realen Wertzusammenhang. Erst durch nachträgliche Entkopplung der rechten und linken Bilanzposten werden beliebige buchhalterische Zusammenhänge konstruierbar.

Indem doppelte Buchhaltung die beliebige Zuordnung von Aktiva und Passiva, d.h. von Gläubigern und Schuldnern ermöglicht, bietet sie zugleich eine elegante Möglichkeit zur Verschleierung eines Staatsbankrotts, was 1720 exemplarisch vorgeführt wurde. Damals wurden Staatsschuldscheine in Aktien umgewandelt. Durch deren Entwertung verloren die ursprünglichen Staatspapierinhaber ihr Geld, doch erschien nicht der Staat, sondern die Aktiengesellschaft als Bankrotteur. Somit diente der Aktivatausch allein der Deckung des eigentlichen Schuldners – des zahlungsunfähigen Staates. Indem der Bankrotteur unerkannt blieb, bewahrte er sich seine Kreditwürdigkeit, die er zur Aufnahme neuer Staatskredite benötigte.

Im übrigen bedeutet die Richtlinie, den Banknotenbestand an den Treasure- also den Staatsschuldscheinbestand zu koppeln, sinngemäß, den Wasserbedarf einer Stadt, von der Zahl der Bäume im Umland abhängig zu machen. Eine Wüstenstadt ohne Baum hätte demzufolge keinen Wasserbedarf, eine Waldsiedlung, hingegen – sei sie noch so klein – einen schier unermesslichen.

Denn für jede Münze, die der Staat per Kreditaufnahme ausgibt, wird zugleich eine gleichwertige Note für die private Wirtschaft geschaffen. Die staatliche Kreditaufnahme wäre demnach die Basis der privaten Geldversorgung. Ein verschwenderischer Staat wäre dabei genauso gefährlich wie ein sparsamer, denn ersterer würde eine Geldschwemme und letzterer einen Geldmangel erzeugen.^{***}

Die Absurdität dieser Kopplung ist bereits den Herren der Bank von England aufgegangen, weshalb die Notenemission 1798 von der wachsenden Staatsverschuldung ab- und an die Wechseldiskontierung gekoppelt wurde.¹⁶¹ Die Banker wissen, dass der Notenumlauf ursächlich weder mit nicht vorhandenen Golddepots noch mit dem realen Treasurebestand zu tun hat, sondern sich vollständig aus der Wechseldiskontierung ergibt. Der Wechselbestand entsteht seinerseits aus dem Geldbedarf der Kaufleute. Soweit ihr Bedarf aus Warengeschäften erwächst, sind die Wechsel und damit die Banknoten durch Waren gedeckt. Nicht die Bäume im Wald, sondern der Warenumsatz auf dem Markt bestimmt den Geldbedarf und damit die Notenmenge.

^{***} Wir stehen hier vor dem übernommenen Problem, dass die Münzprägung seit ihrer Entstehung nie an die Warenwertkopplung gebunden wurde, sondern von Edelmetallfunden und Münzprägung abhing. Sie hatte, wie die Bäume im Umland keinen ursächlichen Zusammenhang zum Geldbedarf der Wirtschaft. Wobei Münzgeld grundsätzlich so hilfreich für die Wirtschaft war, wie Bäume für das Klima und den natürlichen Wasserkreislauf. Die richtige Geldmenge, und damit sind Münz- und andere Geldformen wie Papiergeld oder Buchgeld gemeint, bestimmt sich ausschließlich aus dem vorhandenen Warenangebot.

Tabelle 4: Goldbeschaffung durch Portfolioumschichtung

Aktiva	Passiva
Treasure/Schatzwechsel	Stammaktien/Anteilsscheine
Wechsel	Notenumlauf
<i>Gold bzw. Münzen</i>	
Summe Aktiva	Summe Passiva

Um den Noten *nachträglich* eine Metalldeckung zu verschaffen, wird ein Teil der durch Notenemission hereinbekommenen Wechsel in Gold eingelöst. Wechsel, die bestenfalls im Großhandel als Zahlungsmittel verwendbar sind, werden hierdurch in allgemein akzeptiertes Gold bzw. Münzgeld verwandelt. Banktechnisch wird also der bedingt liquide Wechsel in voll liquides Münzgeld umgetauscht. Die Geldmenge ändert sich während dessen nicht, da hier nur ein Tausch von Aktiva, also nur eine Änderung auf einer Bilanzseite erfolgt.

Nun steht dem Notenumlauf in der Bilanz auch Gold gegenüber. Doch bildet es nicht den Ausgangspunkt, sondern erst die Folge der Notenemission. Indem erst nach der Goldbeschaffung eine Offenlegung der Bilanz erfolgt, werden die Zusammenhänge zwischen den rechten und linken Bilanzposten verwischt. Werden außerdem anteilig Treasures gegen Gold verkauft, sind die ursächlichen Zusammenhänge zwischen Aktiva und Passiva nicht mehr zu erkennen, da nun kein Betrag auf der Aktivseite mehr mit einem Betrag auf der Passivseite übereinstimmt. Die Verbindung zwischen den Bilanzseiten besteht nur noch in der Gleichheit der Summen unterm Strich. Innerhalb jeder Bilanzseite scheinen die Posten hingegen beliebig vertauschbar.

Tabelle 5: Weitere Bilanzverlängerung durch Wechselakzept und Wechseldiskontierung

Aktiva	Passiva
Treasure/Schatzwechsel	Stammaktien/Anteilsscheine
Goldmünzen	Notenumlauf
Wechsel	
darunter:	
Kundenkredite	
öffentliche Kredite	
Summe Aktiva	Summe Passiva

Für jeden neuen Wechsel werden neue Banknoten in Umlauf gebracht. Mit dem länger werden der Liste der diskontierten Wechsel nimmt auch der Notenumlauf zu. Beide Bilanzsummen steigen, wobei der Ursprung jeder dieser Bilanzverlängerungen nicht in der Notenherstellung, sondern in der Erzeugung von Wechsel, sprich Schuldscheinen, liegt. Der Wechsel muss schon geschaffen sein, bevor er diskontiert werden kann. Seine Erschaffung ist die eigentliche Geldschöpfung. Die kann in oder außerhalb der Bank von England erfolgen.

Während die reine Zentralbank, wie schon bekannt, heute keine Wechsel mehr selbst schafft, sondern nur eingereichte Wechsel diskontiert, konnte die Bank von England zunächst noch selbst Wechsel ausstellen und *damit* Geld schöpfen. Heute ist sie (im wesentlichen) auf die Bargeldversorgung der geldschöpfenden Geschäftsbanken beschränkt.

Durch Umstellen der Aktivbilanz, im Zuge des Zusammenfassens der vor und nach der Bargeldbeschaffung hereingenommenen Wechsel, wird verschleiert, dass das Bargeld erst durch Verkauf von Wechseln erworben wurde.

Ohne Kenntnis der Vorgeschichte ist nicht erkennbar, dass vor der ersten Notenemission kein Gold zu deren Deckung in der Bank lag. Die Bilanz suggeriert, dass Stammkapital sowie Barrengold und Münzgeld das Fundament der Kreditvergabe bildet. Dabei ist bereits der Begriff Stammkapital irreführend. Denn Stamm assoziiert etwas beständiges, tragendes. Tatsächlich handelt es hier nur um einen „Kassenbon“ für ausgegebenes Geld. Es ist, als würde man ein Haus statt aus Balken aus Zetteln bauen, auf denen steht: Hier wurde ein Balken entnommen.

Das Nachzeichnen der Bilanzentwicklung hat drei Illusionen zerstört. Weder das Stammkapital, noch die Staatsschuldscheine, noch eigene Golddepots sind Ausgangspunkt oder Voraussetzung für die Notenemission. Die erfolgt ausschließlich durch Wechseldiskontierung, wobei vorzugsweise private Handels- bzw. Warenwechsel diskontiert werden und nur vorbehaltlich Staats- bzw. Schatzwechsel. Die Diskontierung von Staatswechsel

erfolgt, wie die Erteilung von Staatskredit überhaupt, als Gegenleistung für die Erteilung der Banklizenz sowie für den Schutz der Bank durch den Staat. Dieser Schutz besteht im wesentlichen in Patronatsklärungen. Indem der Staat die Geschäfte der Bank für legal und die Noten der Bank für gedeckt erklärt, verschafft er ihrem Papiergeld Akzeptanz. Die Bank revanchiert sich durch bedingte Kreditgewährung an den Staat. Bedingt deshalb, weil sie beachten muss, dass sie ihre Noten bei Vorlage in Gold einzulösen hat. Zu solchen Goldeinlösungen kommt es immer, wenn durch staatliche Kredite deutlich mehr Noten ausgegeben werden, als zur Warenzirkulation notwendig sind. Das überschüssige Geld fließt zur Bank zurück und sucht dort Gold statt Ware bzw. als Ersatzware.

Diese Bareinlösung kann sie nur realisieren, indem sie sich durch Verkauf von Aktiva (Wechsel und sonstige Schuldscheine) auf den Geldmärkten Gold bzw. Münzgeld beschafft. Doch dazu müssen ihre Aktiva verkäuflich sein. Das bleiben sie, solange die hinter den Schuldscheinen stehenden Schuldner zahlungsfähig sind. Schwindet deren Zahlungsfähigkeit, sinkt der Wert der entsprechenden Aktiva. Gehen die Schuldner pleite (fallieren sie), werden ihre Schuldscheine unverkäuflich. Dann kann die Bank diese Aktiva nicht mehr in bar einlösen.

Möglicherweise kann die Bank sich aus der Konkursmasse des Schuldners einen Teil des offenen Kreditbetrages zurückholen, doch der Wert des Schuldscheins ist gesunken. Gemäß den Gesetzen der doppelten Buchführung muss eine Bilanzverkürzung auf einer Seite eine entsprechende Bilanzverkürzung auf der andere Seite nach sich ziehen. Der Wertverlust des Aktivums muss deshalb zwangsweise zu einer entsprechenden Reduzierung der Passivbilanz führen. Doch auf beiden Bilanzseiten stehen eine Vielzahl von Bilanzposten, die einander nicht zugeordnet sind. Welcher konkrete Passivposten ist zu vermindern, wenn die Aktivbilanzsumme kleiner wird? Nach Bankrecht muss die von den Bankern aus Gewinnrückstellungen aufgespeicherte Risikorücklage für die Bilanzverkürzung verwendet werden. Die Risikorücklage stellt jedoch einen potentiellen Gewinn der Banker dar, den sie nur ungern für Wertberichtigungen einsetzen. Um dies zu vermeiden, gibt es im wesentlichen drei Strategien:

1. Die Bank versteckt faule Kredite in ihrer Bilanz, d.h. sie entfernt wertlos gewordene Aktiva nicht, so dass die notwendige Bilanzverkürzung unterbleibt. Möglich ist das, da sie nie alle Aktiva zur Bargeldbeschaffung braucht.
2. Die Bank verkauft Aktiva, bevor bekannt wird, dass diese faul sind. Idealerweise „verpackt“ sie diese vorher, um den eigentlichen Schuldner vor der Wut der betrogenen Anleger zu schützen. Während so 1720 aus Staatspapieren Handelsgesellschaftsaktien wurden, haben beispielsweise deutsche Banken in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts massenhaft faule Immobilienkredite als rentable Fonds verkauft. Anlagebetrug ist jedoch leider kein deutsches „Privileg“, sondern weltweit allgemein übliche Praxis.
3. Die Bank zwingt den Staat zur Übernahme ihrer faulen Kredite. Als Großbank ist ihr das möglich, indem sie mit einer Pleite droht, die infolge Dominoeffekt (kettenreaktionsartiger Pleitewelle im Bankensektor) zu einem allgemeinen Währungs- und damit Wirtschaftszusammenbruch führen würde. Sie ersetzt auf diese Weise faule Privatkredite durch öffentliche Kredite.

Die erste Möglichkeit, die freundlich als Bilanzverschleierung umschrieben und nur in ihrem Endstadium als Bilanzfälschung bezeichnet wird, basiert auf der selben Wertillusion, wie die Golddeckung. Genauso wenig, wie alle Banknoten durch Gold gedeckt sind, müssen alle Guthaben (sprich alle Passiva) durch werthaltige Aktiva gedeckt sein. Denn da nie alle Guthaben gleichzeitig eingelöst werden, müssen nie alle Aktiva gleichzeitig zur Bargeldbeschaffung verkauft werden. Das durch einen Bestand an faulen Krediten – also entwerteten Aktiva – entstehende Bilanzloch bleibt solange unsichtbar, solange ausreichend solide Aktiva zur Bargeldbeschaffung vorhanden sind.

Im 2. Teil des Buches wird gezeigt, dass eine innere Dynamik nicht nur das Entstehen, sondern auch das Wachsen von Bilanzlöchern hervorruft. Infolge dessen reichen die Risikorücklagen schließlich nicht mehr aus, die Bilanzlöcher zu schließen. Ein Sichtbarwerden dieser Löcher würde nun nicht nur zur Vernichtung der potentiellen Bankgewinne in Form der Risikorücklagen, sondern zum Bankrott der Bank – also zur Zerstörung der Existenz der Banker – führen. Das aktiviert zusätzliche Abwehrstrategien, was unter Umständen dazu führt, dass eine Bank sich in die Lage versetzt, den größten Trumpf auszuspielen, die Währungskarte.

Sie setzt auf Angriff als beste Verteidigung. Ist das Bilanzloch erst so groß, dass die Bank es nicht mehr aus eigenen Mitteln stopfen kann, erscheint dessen Wachstum hilfreicher, als dessen Kleinhaltung. Die Bank wird leichtfertiger in der Kreditvergabe. Während in ihrer Bilanz der Bestand an faulen Krediten wächst, verstärkt sie das Problem durch Verflechtung mit anderen Banken. Durch Fusionen oder feindliche Übernahmen wächst mit ihrer Bilanzsumme auch ihr Kundenstamm. Durch Innerbankenkredite, also Kredite, die sich Banken gegenseitig geben, erhöht sie außerdem das Risiko, im Falle ihres Konkurses eine regelrechte Pleitewelle im Bankensektor auszulösen.

Sind Bank und Bilanzloch groß genug, kann sie sich im Bewusstsein ihrer Macht ruhig zurücklehnen. Bankenaufsicht und Staat werden ihren Konkurs nicht riskieren, da er in einem allgemeinen Währungszusammenbruch enden könnte. Denn da Guthaben nur die Kehrseite von Schulden sind und Schuldtilgung deshalb auf Guthabvernichtung hinausläuft, würde ein allgemeiner Bankenrun zur Rückforderung aller Kredite und damit zum Vernichten allen Geldes führen.

Die Krise der Bank wird zur Krise des Staates, weshalb sich der Staat immer öfter gezwungen sieht, die Bilanzlöcher der Bank durch Staatskredit zu stopfen. In Deutschland hat es mehrfach Staatshilfen für bankrotte Banken in Milliardenhöhen gegeben, so 1976 für die Hessische Landesbank (kurz Helaba) sowie 2001 für die Bankgesellschaft Berlin (heute Landesbank Berlin).

Die Absurdität der Entwicklung des Bankwesens wird deutlich, wenn man sich bewusst macht, dass der Staat zur Rettung der Banken Bankkredite aufnehmen musste. Mit von Banken (im Auftrag des Staates) geschaffenen Guthaben tilgten Banken ihre faulen Kredite. Der Staat verschuldet sich hier nicht, weil er Geld braucht, sondern weil er eine Bank – eine Geldschöpferin ! – retten will. Durch seine Schuldaufnahme erwirbt er auch kein Guthaben, da das geschaffene Geld ja sofort wieder im Bilanzloch der Bank verschwindet. Alles was er durch diesen Deal „erwirbt“, sind Zinslasten. Er muss an Banken Zinsen zahlen, um eine Bank zu retten! Der Bankensektor verdient so an der Krise einer Bank.

Genau wie die Telekom, die für einige ihrer Servicenummern Gebühren erhebt und folglich um so mehr Telefongebühren einnimmt, je schlechter ihre Anlagen funktionieren und je langsamer ihr Telefonservice arbeitet, wird die organisierte Bankpleite zur sicheren Einnahmequelle der Banken. Zumindest solange der Staat aus Angst vor einer Währungskrise unfähig ist, souverän zu handeln. Bis dahin muss er einer überschuldeten Bank durch Kreditaufnahme bei einer anderen Bank Geld verschaffen, obwohl die dem Bankrott nahe Bank selbst Geldschöpferin ist. Allerdings braucht sie für diesen Kunstgriff Schuldner. Fehlen diese, kann sie ihr Potential nicht nutzen. Deshalb zwingt sie – als starke Bank – den Staat in diese Rolle.

Natürlich erfolgt in keinem Fall eine direkte Kreditaufnahme des Staates bei der maroden Bank, noch eine direkte Kredittilgung in der Bank mittels des staatlichen Zuschusses. Dank doppelter Buchführung findet hinter den Bankfassaden ein undurchschaubarer Aktivatransfer statt. Doch wie man es auch dreht, gesamtwirtschaftlich ist der ganze Rettungsakt einfach auf den Punkt zu bringen. Am Anfang erfolgt irgendwo eine Bilanzverlängerung zur staatlichen Kreditaufnahme, wobei mit dem Guthaben eine gleich hohe Staatsschuld entsteht. Am Ende verwendet die bankrotte Bank dieses Guthaben zur Bilanzverkürzung und damit zur Streichung ihrer faulen Aktiva. Gesamtwirtschaftlich hat sich die Geldmenge durch diesen Deal nicht verändert. Es werden nur faule private Schuldscheine durch neue Staatsschuldscheine ersetzt. Während erstere Rücklagenvernichtung fordern und so das Vermögen der Bankiers bedrohten, bringen letztere Zinsen ein. Für die Banken ist der Handel perfekt. Der Staat hingegen wurde zum Leibeigenen der Bank.

Sich einen abhängigen Staat zu schaffen, wurde den Banken durch die Entwicklung des zweistufigen Bankensystems ermöglicht.

8.10 Zentralbank

Von der Notenbank zum zweistufigen Bankensystem

Die große Änderung liegt nicht darin, daß es kein Metallgeld mehr unter den Geldsorten des Staates gibt, sondern darin, daß Papiergeld und Metallgeld, beide nach wie vor nebeneinander bestehend, ihre funktionelle Stellung vertauscht haben.

Georg Friedrich Knapps¹⁶² (1921)

Während die Banken des 18. und 19. Jahrhunderts (erinnert sei an 1720) den Staat entschuldet haben, entschuldet der Staat des 20. und 21. Jahrhunderts die Banken, obwohl die Banken nach wie vor die Geldgeberinnen sind und der Staat wie eh und je ihr Zinszahler ist. Um zu verstehen, wie aus den früheren Banken *des* Staates moderne Banken *mit* Staat werden konnten, muss man die Veränderung des Bankensystems im Zuge der Auflösung der Golddeckung des Papiergeldes betrachten.

Noch immer sind die Banken die Geldquellen und die Staaten die Kreditnehmer. Doch die Kreditgeberinnen von 1720 sind nicht identisch mit den Kreditgeberinnen von 1976 oder 2001. Durch Aufhebung des Goldstandards hat sich aus den einstigen Notenbanken, deren erste die Bank von England war, im Laufe von 300 Jahren ein zweistufiges Bankensystem, bestehend aus Geschäftsbanken und Zentralbank, entwickelt. Zwischen den beiden Banktypen kam es dabei zu einer Aufgabenteilung. Die Geschäftsbanken übernahmen die Geldschöpfung, die Zentralbank die Bargeldherstellung. Der Staat, der bestenfalls Einfluss auf die Zentralbank ausüben konnte, verlor in dem Maße an Kontrolle über die Geldschöpfung, wie die Zentralbank diese einbüßte. Die entscheidende Veränderung war jedoch bereits vor Aufhebung des Goldstandardsystems und vor Spaltung der Notenbanken in Geschäftsbanken und Zentralbank eingetreten. Das Metallgeld, womit Knapp (siehe Kapitelanfang) die Goldmünzen meint, war zum Anhängsel der Banknote (dem Papiergeld) geworden.

Die Bargeldbeschaffung fand erst nach der Kreditgeldschöpfung statt. Dieses System wurde vollendet, indem Gold vollständig als Bargeld abgeschafft, genauer gesagt, durch Banknoten und Scheidemünzen ersetzt wurde, wobei die Herstellung dieses Bargeldes zwecks Knapphaltung in den Händen der Zentralbank (Banknotenmo-

nopol) und des Staates (Münzmonopol) zentralisiert wurden. Ziel war es dabei dem monopolisierten Bargeld die Rolle des Goldes als Kreditbremse zu übertragen. Allerdings wogen die Bargeldmonopole wenig, denn sowohl Staat als auch Zentralbank waren nur bedingt an der Knapphaltung des Bargeldes und der daraus resultierenden Geldschöpfungsbegrenzung interessiert. Der Staat nicht, weil er stets Geldbedarf, die Bank nicht, weil sie stets Zinsinteressen hatte.

Das Interesse an Zinseinnahmen wurde dabei entweder gefördert, weil die Zentralbank, wie die US-amerikanische Fed, als privates Institut die Gewinninteressen ihrer Anteilseigner im Blick hatte, oder weil sie als staatliches Institut aus der unseriösesten der Privatnotenbanken hervorgegangen war,¹⁶³ so dass die von der Privatnotenbank übernommenen Bilanzlöcher ein Gewinninteresse wach hielten. Beidem versuchte man zwar durch Gesetze entgegen zu wirken, doch Gesetze lassen sich übertreten. Während Gold trotz fortlaufender Goldgewinnung begrenzt bleibt, ist Bargeld trotz aller Grenzsetzungen, beliebig vermehrbar.

Gerade deshalb war man lange bemüht, die Bargeldmenge in engen Grenzen zu halten. Das gelang nach mehreren galoppierenden Inflationen in verschiedenen Ländern schließlich so gut, dass es nach 1929 weltweit zu schweren Deflationskrisen kam. Besonders in Deutschland hielt man wegen der gerade erst überstandenen Hyperinflation 1923, während der Bankenkrise 1931 das Geld so knapp, dass es zu Massenarbeitslosigkeit kam. Deren soziale Folgen bereiteten den Boden für die Ideen der nationalsozialistischen „Heilsbringer“. (Die konnten sich nach der Machtübernahme bezeichnenderweise bald einen starken Rückhalt in der Bevölkerung verschaffen, weil sie mittels verstärkter Geldschöpfung die Arbeitslosigkeit in kurzer Zeit drastisch senkten.)¹⁶⁴

In Auswertung dieses Desasters änderte man nach dem zweiten Weltkrieg die Regeln der Zentralbanken. Die Hüterinnen des Bargeldes wurden zum *lender of last resort* – zur Verleiherin der „letzten“ Reserven. Genauer gesagt wurden die Aufgaben der Zentralbanken insofern neu definiert, als ihnen im Falle einer drohenden Krise das Recht zuerkannt wurde, den Geschäftsbanken jede beliebige Bargeldmenge gegen entsprechende Schuldscheine zur Verfügung zu stellen. Da letztere, wie bekannt, diese Schuldscheine selbst erzeugen können, war der Geldschöpfung der Geschäftsbanken damit faktisch keine Grenze mehr gesetzt, insbesondere seitdem sie die Wirtschaft in einem chronischen Krisenzustand halten.

Indem die Zentralbank als *lender of last resort* zu einer wurde, die man immer anpumpen kann, wurde sie von der Herrin zur Sklavin der Geschäftsbanken. Ihr vor der Öffentlichkeit verborgener Abstieg erfolgte in dem Maße, in dem sie ihre goldenen Fesseln sprengte. Sie wurde zum heimlichen Opfer des Untergangs des Goldstandards.^{†††}

8.11 Goldstandard

Der Fluch des Goldes oder der Preis der Götzenanbetung

Du sollst diese Dornenkrone nicht auf das Haupt der Arbeit drücken; du sollst die Menschheit nicht an ein goldenes Kreuz schlagen.

William Jennings Bryan¹⁶⁵ (1896)

Goldstandard, das bedeutet formale Wertbindung des Papiergeldwertes an eine bestimmte Goldmenge. Die Wertbindung erfolgt durch die Verpflichtung der Notenbank, ihre Noten jederzeit gegen die festgelegte Goldmenge (zunächst in Münzform, später nur noch in Barrenform) einzulösen. Damit war für den normalen Geldbenutzer die Illusion geschaffen, alle Banknoten seien durch Gold gedeckt, obwohl bereits vor der Gründung der Bank von England (beim 1667 erfolgten Run auf die Goldschmiedebankiers) und damit lange vor Einführung des Goldstandardsystems offensichtlich geworden war, dass die Noten eben nicht vollständig durch Gold gedeckt waren.

Letztlich gründete die gesamte Geschäftsidee der Bank von England auf der aus dem Golddepotscheinumlauf gewonnen Erkenntnis, dass Geldscheine ihre Kaufkraft nicht aus einer Golddeckung beziehen (ohne dass allerdings geklärt worden wäre, woraus diese erwächst). Trotzdem wurde die Illusion der Golddeckung der Noten wachgehalten, weil die entwicklungsgeschichtlich aus dem Golddepotschein hervorgegangene Banknote als Einlösemittel für Wechsel diente. Aus der Tradition der Bareinlösung kommend, meinte man, das Münzgold nur durch ein Quasimünzgold, eben einen fiktiven Golddepotschein ersetzen zu können.

Ideengeschichtlich musste die Banknote daher vorgeben, ein hundertprozentig durch Gold gedecktes Zahlungsmittel zu sein, weil sie das Bargeld ersetzen sollte. Deshalb gab sie sich den Anschein, ein Golddepotschein zu

^{†††} Die Dämonisierung der amerikanischen Zentralbank dient, wie die vorgetäuschte Angriffslust der Eierschlange, nur dazu, die Wehrlosigkeit zu verschleiern. Der zahnlose Tiger namens Fed, pflegt, wie die zahnlose Schlange sein Image, gefährlich zu sein. Die Inszenierung wirkt, solange niemand gegen den Tiger kämpft. Käme jedoch ein Siegfried, erwiese sich der Tiger als gigantische Pappfigur. Allerdings würde der Einsturz dieses Kartenhauses alles unter Papier begraben. Der Kampf erfordert deshalb weder Lanze noch Schwert, sondern Reißwolf und Papierpresse.

sein. Zwar hatten bereits beim Run 1745 „verschiedene ansehnliche Kaufleute, Handwerker und Besitzer der öffentlichen Fonds“¹⁶⁶ erklärt:

Wir Endes unterschriebenen Kaufleute u.s.f., die wir überzeugt sind, wie nothwendig es in diesen Zeiten ist den öffentlichen Credit aufrecht zu erhalten, erklären hiermit, daß wir uns nicht weigern wollen Bankzetteln statt der Bezahlung irgend einer Geldsumme, die wir zu fordern haben, anzunehmen, und wir wollen alles anwenden, alle unsre Zahlungen auf dieselbe Art zu verrichten.¹⁶⁷

und damit faktisch zu erkennen gegeben, dass der Wert des Geldes nicht in seiner Golddeckung, sondern in seiner Kaufkraft auf dem Markt – also seiner Warendeckung – lag, doch waren sie nach Wegfall der Bedrohung, die Auslöser des Runs war, sofort wieder zur Golddeckung zurückgekehrt.

Als die Goldeinlösung 1797 schließlich am Parlament vorbei¹⁶⁸ aufgehoben wurde, akzeptierte man die Maßnahme zwar als notwendig, und kam sogar zu der Ansicht, man müsse

künftig in diesem Lande den Papier-Credit aus einem ganz andern Gesichtspunkte als bisher betrachten,¹⁶⁹

doch war damit offensichtlich nicht gemeint, die Notwendigkeit einer Golddeckung der Banknoten grundsätzlich in Frage zu stellen. Denn aus der gleichen anonymen Schrift aus dem Jahr des Unglücks geht hervor, wie ungeheuer die Aufhebung der Goldeinlösung empfunden wurde. Der Autor, der wahrscheinlich wie auch Herr Sheridan, Abgeordneter des englischen Unterhauses war, klagte:

Wenn wir, sagt Herr Sheridan, ohne Fehler oder schlechte Verwaltung zu unserer jetzigen elenden Lage gekommen sind, so ist die Lage unseres Vaterlandes verzweifelt, und wir können sie niemals wieder herstellen.¹⁷⁰

Die Aufhebung der Goldeinlösung kam ideengeschichtlich einer De-Monetarisierung des Goldes gleich. Dies erschien deshalb so undenkbar, weil kein anderes Gelddeckungssystem vorstellbar war. Noch gut 100 Jahre später, als der Bankier Friedrich Bendixen über Arten von nichtgoldgedecktem Geld nachdachte, war ihm bewusst, dass solche Ideen nicht nur der Bevölkerung, sondern auch der Mehrheit der Ökonomen vorkommen mussten,

wie wenn ein kühner Missionar den goldenen Götzen zertrümmert und die Eingeborenen sich nicht fassen können, daß der Himmel nicht einstürzt.¹⁷¹

Obwohl der Himmel 1797 nicht einstürzte, setzte man alles daran zur Goldeinlösung zurückzukehren. 1820, fünf Jahre nach dem 2. Pariser Frieden mit dem die Napoleonischen Kriege endgültig ihr Ende fanden, führte die Bank von England diese schließlich wieder ein.

Grund hierfür war nun nicht mehr die Aufrechterhaltung der Illusion, dass das Papiergeld die Goldmünze im Verkehr vertrat, denn nach 23 Jahren Papiergeldumlauf war die Banknote auch ohne Goldeinlösungsversprechen allgemein akzeptiertes Zahlungsmittel geworden. Grund hierfür war nun, dass der Goldstandard der Geldmengensteuerung dienen sollte. Denn es erschien notwendig, die Notenemission zu begrenzen. Zwar war diese seit 1798 nicht mehr an die Höhe der Staatschulden, sondern an die Diskontierung privater Wechsel gekoppelt, doch bot diese keinen Schutz vor übermäßiger Geldschöpfung, da nicht nur warengedekte Handelswechsel, sondern auch spekulative Finanzwechsel geschaffen und diskontiert wurden.

Der Bankier Bendixen spricht davon, dass durch die Diskontierung von Finanzwechseln „falsches Kapital“¹⁷² geschaffen wird. Denn während hinter den Handelswechseln bereits existierende Warenlager standen, so dass die durch ihre Diskontierung in Umlauf gebrachten Noten durch Waren gedeckt waren, wurden Finanzwechsel auf künftigen Gewinn hin geschaffen. Traten diese Gewinne nicht wie erwartet ein, konnten die Wechsel nur teilweise oder gar nicht getilgt werden. D.h. die durch ihre Diskontierung in Umlauf gebrachten Noten, wurden nicht oder doch nicht vollständig wieder aus dem Verkehr gezogen. Sie liefen damit als ungedeckte Zahlungsmittel um.

Solange das durch Finanzwechsel geschaffene Geld nur an den bereits seit dem 13. Jahrhundert existierenden Börsen, durch Kauf von Wertpapieren rentable Anlage suchte, fiel seine fehlende Deckung nicht auf, da es nicht Ware suchend auf den Realmärkten erschien. Im Gegenteil, der Geldzustrom an die Börsen trieb die Kurse in die Höhe. Mit den Kursen stiegen auch die Gewinnerwartungen der Anleger, was meist eine zusätzliche spekulative Kreditaufnahme hervorrief.

Weil das aus Finanzwechseln geschaffene und dann an den Börsen in Wertpapieren angelegte Geld, die Kurse steigen ließ, lockte es weitere spekulative Geldschöpfung hervor. Die Geldvermehrung ließ die Kurse weiter steigen, was weitere Kreditaufnahme und damit neue Geldschöpfung anregte. Es kam zu einer sich selbst verstärkenden Geldmengenausweitung.

Doch je schneller die Kurse stiegen, desto suspekter wurde der stetig wachsende Wert der Wertpapiere den Anlegern. Sobald mehr Anleger verkaufen als kaufen wollten, begannen die Kurse zu sinken. Die Spekulanten, die noch auf steigende Kurse Kredite aufgenommen hatten, konnten nun keine entsprechenden Gewinne zur Tilgung ihrer Kredite mehr machen. Ihre Kredite platzten, was besagt, dass sie sie nicht zurückzahlen konnten. Damit verblieb ungedecktes Geld im Kreislauf. Da außerdem die Anleger, die ihr Geld vor dem Kurssturz retten

konnten, nun nach anderen Anlagemöglichkeiten als den nun nicht mehr profitorientierten Wertpapieren suchten, investierten sie ihr Geld soweit möglich in Sachwerte. Je nach Präferenz stiegen dadurch die Warenpreise, die Boden- und Immobilienpreise, oder es wurde verstärkt Gold bei den Notenbanken nachgefragt.

Goldabfluss aus den Notenbanken war immer Folge eines Geldüberschusses, der momentan keine rentable Anlagemöglichkeit fand. Um Goldabfluss zu vermeiden, mussten die Notenbanken daher ihre Geldschöpfung begrenzen. Um von der Börsenspekulation oder doch zumindest von der Kreditvergabe für Spekulationszwecke profitieren zu können, mussten sie ihre Geldschöpfung hingegen ausweiten. Da die Gewinne der Banken wie die Gewinnchancen an den Börsen mit wachsender Geldmenge stiegen, sollte die Pflicht zur Goldeinlösung die Notenbanken zwingen, ihre Spekulationslust zu bremsen. Doch da die Banken selbst mit Wertpapieren handelten und daher nicht nur von den Kursgewinnen profitierten, sondern auch bei Kursverlusten Vermögenseinbußen erlitten, waren sie eher an boomenden als an kollabierenden Börsen interessiert.

Das System hebelte sich schließlich selbst aus, weil die Banken die Golddeckungsvorschriften nur zu Lasten ihrer Gewinne beachten konnten. Denn eine Bank, die wegen Goldmangels ihre Kreditvergabe beschränkte, verzichtete auf Zinseinnahmen. Die Konkurrenz, die sich weniger um die Golddeckung ihrer Noten, als um ihre Gewinnmöglichkeiten durch Kreditvergabe und Börsenspekulation kümmerte, hatte die solide Bank bald vom Markt gedrängt.

Diese Systemdynamik war nicht durch Verpflichtung der Notenbanken zur Goldeinlösung ihrer Noten einzudämmen, sondern nur durch ein konsequentes Verbot von Finanzwechsellagen und Börsenspekulationen. Indem der Goldstandard allein auf die Begrenzung der Geldmenge und nicht auf die Verhinderung falscher (weil ungedeckter) Geldschöpfung zielte, erzeugte das Goldstandardsystem fortgesetzt abwechselnd Spekulationsblasen und Deflationskrisen. Solche Krisen suchten Großbritannien seit der Gründung der Bank of England mehr oder weniger regelmäßig heim. Wobei sie anfangs „nur“ etwa alle 20 Jahre, seit Einsetzen der industriellen Revolution um 1780 schließlich durchschnittlich alle 8 Jahre auftraten.¹⁷³

Ihr Prinzip war entgegen gängigen Thesen stets das gleiche. Ausgangspunkt war ein Preisverfall an den Börsen oder auf den realwirtschaftlichen Warenmärkten, was die Kreditnehmer in Schwierigkeiten brachte, da sie wegen sinkender Einnahmen ihre Kredite nicht tilgen konnten. Indem die Banken auf die Kreditausfälle mit einer mehr oder weniger ruckartigen Kreditbeschränkung reagierten, verschärfte sie den Geldmangel und dadurch die Krise. Die schrumpfende Geldmenge ließ die Gewinne weiter sinken, was zu Produktionsrückgang und in der Folge zu Lohneinbußen sowie zu reduzierter Kreditnachfrage führte. Das ließ die Geldmenge weiter schrumpfen, so dass sich eine Abwärtsspirale bildete, die eine Wirtschaft jahrelang lähmen konnte.

Da Fabrikbesitzer ihre Waren in der Krise nicht mehr zu einem Preis oberhalb der Herstellungskosten verkaufen konnten, erschienen ihnen die Krisen als Überproduktionskrisen. Doch aus gesamtwirtschaftlicher Perspektive muss sie eher als Geld- genauer als Kaufkraftmangelkrise erscheinen, denn die Lage der Arbeiter im 19. Jahrhundert kann einen Gedanken an einen Nachfragerückgang infolge Bedarfsdeckung nicht aufkommen lassen. Im Teil 2 wird denn auch gezeigt, was die Ursache des Kaufkraftmangels und damit die zentrale Ursache aller kapitalistischer Krisen ist. Dann wird sich zeigen, dass der Begriff Überproduktionskrise nur Bestand hat, solange man den Standpunkt der Unternehmer einnimmt und die Position der lohneempfangenden Arbeiter und Angestellten ignoriert.

Destruktionskraft und Gefahren des Systems sollen jedoch nicht an einer der zahlreichen englischen Deflationskrisen veranschaulicht werden, sondern an der großen amerikanischen Deflationskrise von 1907. Interessant ist diese Krise deshalb, weil sich an ihr zeigen lässt, inwieweit das Goldstandardsystem planmäßig zur Inszenierung einer Krise missbraucht werden konnte.

Die von Rockefeller und Morgan detailliert geplante Geldverknappung löste die schwerste Wirtschaftskrise in der amerikanischen Geschichte aus. Das Nettoinlandsprodukt sank durch sie um 11%¹⁷⁴, was Millionen Menschen zu Arbeitslosigkeit verurteilte. Anlass für die beiden Wirtschaftszaren war, dass Morgan zwei Konkurrenten im Montangeschäft ausschalten und Rockefeller gegen eine gegen ihn verhängte Strafe auf Basis des Antitrustgesetzes protestieren wollte.

Um ihr wirtschaftliches Potential maximal zur Wirkung zu bringen, bereiteten sie ihren Feldzug von langer Hand vor. So gründeten sie zunächst einige Scheinfirmerien, dazu bestimmt, am für den Crash vorbestimmten Tag durch öffentlichkeitswirksame Konkurse einen Run einzuleiten. Des Weiteren wiesen sie die Kreditabteilungen der von ihnen kontrollierten Banken an, großzügig zinsgünstige Kredite zu vergeben, die alle vor dem Tag des Crashes fällig wurden. Dadurch erzeugten sie eine vorübergehende Geldschwemme, einzig zu dem Zweck die geplante Geldkontraktion noch wirkungsvoller zu machen. Die infolge Krediterleichterung stattfindende Geldmengenausweitung hatte den Nebeneffekt, dass die Aktienkurse stiegen, was beide dazu nutzten ihren gesamten Aktienbestand zu hohen Preisen zu verkaufen. Durch diese Verkäufe zogen sie etwa 260 Millionen \$ aus dem Markt. Dieses Geld nutzten sie, um dafür Staatspapiere zu kaufen. Damit gelangten die 260 Millionen \$ jedoch nicht in die Staatskasse, sondern wanderten in die Tresore der die Staatspapiere verkaufenden Notenbanken. Das Geld wurde stillgelegt und konnte nur durch Kauf von Staatspapieren durch die Gläubiger wieder in Umlauf gelangen. Doch da Morgan und Rockefeller ihre gerade erworbenen Staatsschuldscheine selbst auf den Markt warfen, gab es keinerlei zusätzlichen Bedarf an solchen Schuldscheinen. Dank doppelter Buchführung, die aus einer Ausgabe immer zugleich auch eine Einnahme macht, konnten die beiden Großspekulanten nicht nur mittels ihrer Aktien, sondern auch durch Verkauf ihrer Staatspapiere Geld aus dem Markt ziehen. So gelang es ihnen, nochmals 260

Millionen \$ an sich zu ziehen, wodurch sie die umlaufende Geldmenge bereits um insgesamt 520 Millionen \$ verringert hatten.

Außerdem lockte Morgan kurzfristig durch hohe Zinsen auf Termineinlagen fremde Gelder in die von ihm kontrollierten Banken. Da viele Banken der verlockenden Gewinnchance nicht widerstehen konnten, legten sie große Teile ihrer Barreserven bei Morgans Banken an. Den Morganbanken flossen auf diese Weise etwa 200 Millionen \$ Bargeld zu, so dass sein Bankimperium kurzfristig insgesamt 800 Millionen \$ verwaltete. Zu guter letzt wurden bei verschiedenen Banken Kredite in Höhe von insgesamt 40 Millionen \$ aufgenommen, um den Konkurs der Scheinfirmerien effektiv in Szene setzen zu können. Den dadurch aufgeblähten Bilanzen fremder Banken, konnte man am Tag des geplanten Crashes so wirksam die Luft ablassen. Damit waren die beiden Konzernchefs bestens auf den geplanten Crash vorbereitet, denn das durch ihre Wertpapierverkäufe aus dem Markt gezogene, durch Schließen ihrer Banken blockierbare und durch Nichttilgung ihrer Kredite einbehaltene Geld, bildete eine Summe von insgesamt 1,36 Milliarden \$. Da die Gesamtgeldmenge damals etwa 10 Milliarden \$ betrug, kontrollierten sie so knapp 14%, also etwa $\frac{1}{7}$ der amerikanischen Geldmenge. Eine schlagartige Verminderung von Zahlungsmitteln in dieser Größenordnung musste katastrophale Auswirkungen auf den Warenumsatz haben.

Um die Spuren dieses Anschlags auf eine ganze Volkswirtschaft zu verwischen, wurde der Run nicht in den USA selbst in Szene gesetzt, sondern durch Störung des internationalen Geld- und Kreditsystems heraufbeschworen. Dazu bedienten sich beide Männer, unterstützt von der Deutschen Bank, des englischen Goldstandardsystems. Sie hoben in London insgesamt 175 Millionen \$ in bar ab und ließen das so erworbene Gold in die USA verschiffen.

Diese drastische Verringerung ihrer Goldreserven, zwang die Bank von England, gemäß ihren Golddeckungsvorschriften ihren Notenumlauf um das 2 bis 3-fache der abgehobenen Goldmenge zu verringern. Deshalb musste sie ihren Kreditrahmen kurzfristig im Umfang von 350 bis 525 Millionen \$ reduzieren. D. h. sie musste ihre Wechseldiskontierung um diesen Betrag zurückfahren. Deshalb konnten Kreditnehmer ihre alten Wechsel nicht, wie allgemein üblich, prolongieren, sondern mussten diese in bar einlösen. Dadurch flossen massenhaft Noten in die Bank zurück, ohne dass diese durch Diskontierung neuer Wechsel wieder in Umlauf gelangten.

Das als Tauschmittel für Waren benötigte Geld wurde knapp, weil ein paar Spekulanten Gold aus England nach den USA hatten verschiffen lassen. Doch die Reduzierung der zur Warenzirkulation benötigten Notenmenge wurde nach damaliger Theorie nicht als Problem begriffen. In der Logik der Banker zählte allein, dass durch Abschmelzen der Goldreserven in den Banktresoren ein Teil der umlaufenden Notenmenge unzureichend durch Gold gedeckt war. Nicht ein Verlust von Warendeckung, sondern ein Mangel an Gold in den Banktresoren schien diesen Teil des Geldes wertlos zu machen. Das mangelnde Verständnis für die eigentliche Gelddeckung stürzte England und Teile des Kontinents in eine Deflationskrise.

Damit war die Szene bereitet für den amerikanischen count down. Als am 22. August 1907 die zu diesem Zweck gegründeten Scheinfirmerien öffentlichkeitswirksam Konkurs anmeldeten, kam es zum gewünschten Bankenrun. Um den Forderungen ihrer Kunden nach Barauszahlung nachkommen zu können, forderten die Banken, ihre bei den Morganbanken angelegten Barreserven vorfristig zurück. Doch die weigerten sich, diese vor dem Fälligkeitstermin auszuzahlen.

Auch der Versuch der Banken, ihre Staatspapiere zu verkaufen, um an Bargeld zu kommen scheiterte, da die Notenbanken mit Verweis auf die europäische Kreditkrise meinten, auch die amerikanische Bargeldmenge knapp halten zu müssen. So mussten die Banken die Barauszahlungen einstellen und ihre Schalter schließen. Auf die Zahlungseinstellungen der Banken folgten die Unternehmenspleiten und auf diese schließlich die Massenarbeitslosigkeit. Die Preise stürzten in den Keller, so dass Morgan und Rockefeller, die einzigen, die über ausreichend Geld verfügten, alles was sie begehrten, zu niedrigsten Preisen aufkaufen konnten.

Beide hatten die USA aus privatem Kalkül in eine Krise gestürzt, von der sie sich erst Jahre später erholen sollte. Durch Ausnutzung des Goldstandardsystems gelang es den zwei Konzernchefs, das Bankensystem und die Regierung in die Knie zu zwingen und so ihre Interessen gegen die Interessen eines ganzen Volkes durchzusetzen. Ein Geldsystem, das solches ermöglicht, kann kaum als demokratisch bezeichnet werden und sicher keine Lösung unserer heutigen Probleme bieten.

Statt dessen muss man mit entsetztem Erstaunen zur Kenntnis nehmen, wie sich das Geld, das eigentlich allein dem Warenumsatz dienen sollte, mittels goldenem Zaumzeug vor den Karren einiger weniger Spekulanten spannen lässt. Der Goldstandard hatte die Zügel zwar etwas gelockert und es der Geldmenge erlaubt, sich über die Goldmenge hinaus auszudehnen. Eine Anpassung der Geldmenge an den wirtschaftlichen Bedarf, sprich den Warenumsatz, statt an eine gegebene Menge Hortgold, gestattete er jedoch nicht.

Trotz der regelmäßig wiederkehrenden, geradezu malariaartigen Deflationskrisen, trotz der 1907 erlebten dramatischen Auswirkungen und trotz der anhaltenden lähmenden Wirkung des Goldstandardsystems, kehrte Großbritannien auch nach der zweiten Aussetzung der Goldeinlösung 1914 im Jahre 1925 noch einmal zum Goldstandard zurück.¹⁷⁵

Großbritannien verwirklichte 1925 sein gestecktes Ziel, die alte Goldparität des Pfundes von vor dem Kriege wiederherzustellen. Finanzielle Interessen wogen in London schwerer als industrielle. Durch diesen Entschluß verurteilte sich das damals führende Industrieland Europas zu einer langen, harten Deflationspolitik, welche die englische Wirtschaft fortan in einem Zustand der Dauerkrise halten sollte.¹⁷⁶

Dass finanzielle Interessen schwerer wogen als industrielle, besagt schlicht, dass die Geldpolitik nicht von den Unternehmern, sondern von den Finanzkapitalisten gemacht wurde. Denen war es wichtiger, dem Wertverfall ihres Hortgeldes durch Inflationsbekämpfung beizukommen, als die Geldversorgung der Warenzirkulations-sphäre durch Deflationsbekämpfung zu sichern. Deflation, also sinkende Preise erhöhten sogar noch die Kaufkraft des Hortgeldes.

Der Goldstandard diente damit klar den Interessen der Geldvermögensbesitzer. Dies ist auch der Grund, warum seine Verehrer nie ausgestorben sind und er sich gegenwärtig wieder wachsender Beliebtheit erfreut. Demgemäss fordern diverse Bücher, die den Schrecken kommender Inflationen schildern, die Rückkehr zum Goldstandard, ohne uns allerdings über die verheerenden Krisen aufzuklären, die das Goldstandardsystem fortwährend erzeugte.

Zwar hat die Entfesselung des Geldes vom Gold tatsächlich zunächst in vielen Ländern mehr oder weniger heftige Inflationskrisen ausgelöst, doch nicht weil Geld eine Goldbindung braucht, sondern weil die Entkopplung vom Gold dazu genutzt wurde, ungehemmt Schatzwechsel zu diskontieren. Eine Geldschöpfung für den Staat, der selbst kein Produzent ist, ist eine Geldvermehrung für Konsumzwecke, ohne dass mit der Geldvermehrung eine entsprechende Zunahme der Warenproduktion einhergeht. Eine von der Warenproduktion abgekoppelte Geldschöpfung muss genauso zu Inflation führen, wie eine an die Goldmenge gekoppelte Beschränkung der Geldmenge Deflation bewirkt. Das Goldstandardsystem ist folglich nicht deshalb abzulehnen, weil eine Goldeinlösung infolge entfesselter Finanz- und Schatzwechseldiskontierung unmöglich wurde (wie seine Grabredner bedauern), sondern weil die Kopplung der Geldmenge an eine zufällig vorhandene Goldmenge keine sinnvolle Geldmengensteuerung darstellt.

Zur Inflationsbekämpfung bedarf es keines Goldstandards, sondern allein einer Geldschöpfung, die an die Warenwertschöpfung gekoppelt ist. Doch die Schaffung eines solchen reinen Tauschmittels war nicht das Ziel der Wächter über das Geld. Zu verlockend war es, sich mittels Inflation der drückenden Staatsschulden zu entledigen und die Schuld auf die Aufhebung der Goldeinlösung zu schieben.

Doch auf Dauer musste der Staat an seiner inszenierten¹⁷⁷ Inflation zu Grunde gehen, da er nicht nur seine Kreditwürdigkeit, sondern auch seine gesellschaftliche Basis, den Mittelstand verlor. Indem dieser durch Inflation seine Rücklagen verlor, verlor er sein Vertrauen in den Staat und wurde zum Spielball politischer Demagogen. Weil der Staat seinen Bürgern keinen Schutz bot, kündigten diese ihm die Gefolgschaft. Mit dem Staat begann sich die Gesellschaft aufzulösen. Die Diktatoren des 20. Jahrhunderts waren nichts als die Erben dieses Zersetzungsprozesses.

Dieser wiederum war die Folge des immer stärker versagenden Geldsystems. Die fortschreitende Entmaterialisierung des Geldes begann dämonische Kräfte zu entfesseln. Es schien, als hätte das Ende des Goldstandards den Geist entgültig aus der Flasche befreit. Doch nicht die endgültige Lösung des Geldes vom Gold, sondern die noch immer fehlende Bindung des Geldes an die Warenwertschöpfung waren die Ursache der monetären Expansion. Das Papiergeld war noch nicht das Ende der Entwicklung. Es besaß noch eine, wenn auch sehr fadenscheinige, materielle Existenz.

8.12 Papiergeld

Entfesselte Schuldscheine oder Devisenstandard und Petrodollar

...man sollte nicht vergessen, daß der natürliche Mensch als Metallist geboren wird und stirbt, also über unser Geldsystem kein Urteil gewinnt.

Georg Friedrich Knapp¹⁷⁸ (1921)

Während die Banknote bei ihrer Geburt den Golddepotschein imitierte, um vom Glauben an dessen vollständige Golddeckung zu profitieren, übernahm das Papiergeld das Erscheinungsbild der Banknote, um vom Glauben an deren Einlösbarkeit zu zehren. Doch so wie der Golddepotschein, zu dem Zeitpunkt, als sich die Banknote seines Gewandes bediente, nicht mehr zu 100% durch Gold gedeckt war,⁺⁺⁺ so war die Banknote, als sich das Papiergeld ihrer Aufmachung bediente, nicht mehr einlösbar.

Papiergeld war das, was nach Aufhebung des Goldeinlöseversprechens von der Banknote übrig blieb. Diese Aufhebung fand mehrfach statt und wurde mehrfach zurückgenommen. So starb die Banknote viele Tode, während das Papiergeld mehrfach geboren wurde. Als sie am 15.8.1971, fast 300 Jahre nach ihrer Geburt, endgültig das Zeitliche segnete, war die Leiche infolge des langen Siechtums so entstellt, dass kaum jemand sie noch erkannte. Der Banknote wurde deshalb kein Totenschein ausgestellt.

⁺⁺⁺ Erinnert sei an den Run von 1667, der die unvollständige Golddeckung der Golddepotscheine offenbarte, und zwar fast 30 Jahre vor Gründung der Bank von England, der Geburtshelferin der Banknote.

Was man an jenem Tag für tot erklärte, war der Goldstandard. Doch als Richard Nixon als Präsident der Vereinigten Staaten die Goldeinlösung des Dollar aufkündigte, war auch das Goldeinlöseversprechen nur noch ein Schatten seiner selbst. Es galt längst nicht mehr für jede Note, da bereits seit dem ersten Weltkrieg eine Auszahlung von Goldmünzen an private Notenbesitzer aufgekündigt worden war.

Anfang der 1930er Jahre gaben die im Laufe des 19. Jahrhunderts nach englischem Vorbild geschaffenen Zentralbanken die Goldeinlösung ihrer Noten eine nach der anderen schließlich ganz auf. Als die USA 1934 auf Drängen der europäischen Staaten die Goldeinlösung wiederaufnahm, schloss sie nicht nur die Einlösung für Privatpersonen aus, sondern verbot zugleich jeden privaten Goldbesitz. Das Einlöseversprechen war damit ad absurdum geführt. Denn wozu etwas einlösen wollen, was man nicht besitzen darf? Bereits durch diese Regelung war die Banknote faktisch zu Papiergeld geworden, doch noch sollten fast 40 Jahre vergehen, bis sich das Geldsystem endgültig vom Gold löste. Man tat sich mit dieser Loslösung so schwer, weil bisher jedes nicht an irgendeine Golddeckung gebundenes Geld, Inflation erzeugt hatte. Man erinnerte sich nicht nur an die entsetzliche Hyperinflation die Deutschland 1923 erlebt hatte, sondern auch an die entfesselte Assignatenwirtschaft im Frankreich der französischen Revolution. Damals hatte angeblich durch Kirchenland gedecktes Papiergeld – die Assignaten – das Land überschwemmt.

Aufgabe der Goldeinlösung schien gleichbedeutend mit Inflation, da scheinbar nur der Goldstandard eine notwendige Begrenzung der Banknotenemission gewährleisten konnte. Doch Rittershausen zufolge ist die Entstehung des Papiergeldes Folge übergroßer Staatskredite.¹⁷⁹ Aber wieso konnte der Goldstandard die Geldschöpfung für den Staat nicht verhindern bzw. auf ein tragbares Maß beschränken?

Wenn ein Land nach dem anderen den Goldstandard aufgab, weil es seine Noten, wegen übermäßiger Geldschöpfung nicht mehr in Gold einlösen konnte, dann ging der Goldstandard offensichtlich unter, weil er seine Aufgabe, eine übermäßige Geldschöpfung zu verhindern, nicht erfüllte. Denn die Geldmenge expandierte nicht, weil der Goldstandard aufgehoben wurde, sondern der Goldstandard wurde aufgehoben, weil er das Expandieren der Geldmenge nicht hatte verhindern können. Die ungesunde Geldmengenausweitung fand *vor* der Abschaffung der Goldeinlösung statt. Das System zerstörte sich, wie im Kapitel 8.11 beschrieben, von innen.

Damit wurde das Gold jedoch nicht einfach aus der Rechnung gestrichen, sondern quasi durch monopolisiertes Papiergeld ersetzt. Denn die zum Papiergeld gewordenen Banknoten wurden nun nicht mehr von freien Notenbanken selbst geschaffen und durch Wechseldiskontierung emittiert, sondern von einer Zentralbank hergestellt und den Geschäftsbanken nach bestimmten Regeln zugeteilt. Während einst die begrenzte Goldmenge die Geldschöpfung der Notenbanken (zumindest theoretisch) beschränkt hatte, übernahm nun das von der Zentralbank per Kontingent zugeteilte Papiergeld diese Rolle.

Damit war scheinbar nichts und tatsächlich alles verändert, denn indem das Geld vollständig vom Metall gelöst worden war, wurde es zu vollständigem Kreditgeld. Wie vieles in der Geschichte des Geldes wird auch das erst erkennbar, wenn man das Wesen hinter der Erscheinung bloßlegt. Zunächst war der während der Zeit der Banknote dreistufige Zahlungsvorgang (Wechsel – Banknote – Goldmünze) wieder auf einen zweistufigen reduziert worden (Wechsel – Papiergeld). Formal hatte das Papiergeld dabei die Rolle der Banknote und der Goldmünze übernommen, denn da die Banknote nun nicht mehr in Gold einlösbar war, wurde das Papiergeld zum ersten und letzten Einlösungs- und Erfüllungsmittel des Wechsels, bzw. des Kreditvertrages. Der Papiergeldschöpfung ging dabei, genau wie der Banknotenschöpfung die Kreditaufnahme per Wechsel oder Kreditvertrag voraus.

Das Papiergeld war, wie die Banknote ein standardisierter Schuldschein. Durch den Wegfall der Goldmünze als letztem, finalen Einlösemittel fiel nun nicht nur die Kopplung der Geldmenge an die Goldmenge weg, sondern es entfiel die Möglichkeit – was viel entscheidender war ! – Geld anders als durch Kredit zu schöpfen. Damit war die Möglichkeit gegeben, die Geldmenge per Kredit an die Warenwertmenge zu koppeln. Doch wurde hierzu nicht der einfachste und sicherste Weg gewählt, den Bendixen bereits 1911 wie folgt beschreibt:

Das Prinzip ist: kein neues Geld ohne neue Waren. ... Diesem Prinzip entspricht die Notenemission gegen den akzeptierten Warenwechsel. Hier befindet sich die Geldschöpfung im Einklang mit der Warenproduktion; das neue Geld schafft neue Käufer, aber im gleichen Verhältnis hat sich auch das Angebot von Waren vermehrt.¹⁸⁰

Statt dessen entstand schrittweise ein Devisenstandardsystem. Geld war damit nicht mehr durch Gold und noch immer nicht durch Waren, sondern durch in- und ausländisches Papiergeld gedeckt. Letztlich sollte die Konkurrenz zwischen den Zentralbanken der einzelnen Länder, jede einzelne hindern ihre Papiergeldmenge inflationär auszuweiten, um eine Abwertung der eigenen Währung zu verhindern. Da die Inflationsrate am Niveau der Warenpreise gemessen wurde, galt es, das Preisniveau möglichst konstant zu halten. Das konnte sowohl durch Beschränkung der Geldschöpfung, als auch durch Abschöpfen überschüssigen Geldes durch die Zentralbanken geschehen. Gemäß ihrem Auftrag beschränkten die Zentralbanken folglich ihre eigene Papiergeldmenge und schöpften zugleich fremdes Papiergeld ab, um Währungsreserven in Devisen zu bilden. Das Neue des Kreditgeldsystems gegenüber dem alten Münzgeldsystem wird erkennbar, wenn man sich die Bedeutung dieser Währungsreserven vergegenwärtigt.

Während im Münzgeldzeitalter jedes Land bemüht war, einen Abfluss eigenen Geldes ins Ausland zu verhindern, weil jede Geldhortung die umlaufende Geldmenge verminderte und damit die Gefahr von Deflation heraufbeschwor, war nun jedes Land bemüht, seinem Geld in der Welt so viel Ansehen zu verschaffen, dass im

Ausland möglichst große Reserven in eigener Währung angelegt wurden. Denn je mehr inländisches Geld im Ausland in Reserve gehalten wurde, desto mehr Geld konnte die inländische Zentralbank emittieren, ohne dass es zu Inflation kam.

Während man im Münzgeldsystem danach strebte, das knappe Metallgeld im Umlauf zu halten, bemühte man sich im Kreditgeldsystem, das überschüssige Buch- oder Papiergeld fortwährend aus dem Umlauf zu ziehen. So wie einst Bronzegeld hergestellt und später vergraben wurde, um für immer aus dem Verkehr zu verschwinden, wurde nun von den sogenannten Hartwährungsändern unentwegt Geld geschaffen, das fortwährend in die Währungsreserven der Zentralbanken floss, um dort für immer in Tresoren zu verschwinden.

Der Begriff Hartwährungsland entpuppt sich dabei als genauso trügerisch, wie die Begriffe Golddepotschein oder Goldeinlöseverprechen. Er hält, wie jene, keinem wirklichen Test stand. Denn Hartwährung meint, dass die betreffende Währung als so stabil gilt, dass fremde Zentralbanken eine Reserve in dieser Währung halten.

Wären alle so aufgespeicherten Milliarden tatsächlich durch Waren gedeckt, müsste die weltweite Reservehaltung massive Deflation in dem sogenannten Hartwährungsland auslösen. Tatsächlich verhindert die Reservehaltung jedoch nur eine entsprechend große Inflation. Ein sogenanntes Hartwährungsland ist folglich durch Schaffung einer Illusion über den Wert seiner Währung in der Lage, seine Inflation durch fremde Zentralbanken zurückstauen zu lassen, indem diese das überschüssige Geld als Reserve aufspeichern.

Die Illusion über die Bewertung einer Währung manifestiert sich allerdings in den Wechselkursen, weshalb es zu den wichtigsten Aufgaben einer Zentralbank gehört, den Kurs der eigenen Währung hoch zu halten. Dieser hängt, wie jeder Börsenkurs, allein vom Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage ab. Beide lassen sich steuern. So kann eine Zentralbank den Kurs ihrer Währung durch Ankauf derselben hochhalten. Das heißt, sie kauft mit Devisen eigenes Geld, um dessen Kurs zu stützen.

Der Markt selbst bewertet eine Währung danach, welche Waren man damit kaufen bzw. welchen Gewinn man damit machen kann. Während der Spekulant eine Währung kauft, weil auf sie hohe Zinsen gezahlt werden, oder weil sie Wechselkursgewinne verspricht, so fragt der Konsument eine Währung nach, weil er sie zum Kauf spezieller Waren braucht. So ergab sich die große Nachfrage der DDR-Bürger nach D-Mark aus ihrer Nachfrage nach Waren, die sie nur mit diesem Geld kaufen konnten. Der Wechselkurs war kein Ausdruck der unterschiedlichen Kaufkraft von West- oder Ostmark, sondern Ausdruck des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage nach den beiden Währungen in den Wechselstuben. Deshalb konnte der Kurs auch im Zuge der Währungsreform plötzlich von 1:10 auf 1:1 bis 1:2 fallen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Dollar. Er wird weltweit nachgefragt, weil er die einzige Währung ist, für die auf dem Weltmarkt Öl gekauft werden kann. Zwar ist er im Übermaß vorhanden, da er in allen Zentralbanken der Welt als Währungsreserve gehalten wird, doch ist er als Petrodollar das einzige Kaufmittel für Öl und damit begehrt. Das Petrodollarsystem wurde bezeichnenderweise geschaffen, nachdem die Golddeckung des Dollars entfiel. Bis 1971 war der Dollar begehrte Währungsreserve gewesen, weil er die letzte Währung war, die die Zentralbanken in Gold einlösen konnten. Mit dem Wegfall der Goldeinlösung drohte er, Geld zu werden, wie andere Währungen auch. Doch sollten alle Zentralbanken ihre Dollarreserven plötzlich gegen andere Währungen tauschen, musste der Kurs des Dollars ins Bodenlose stürzen. Um dem vorzubeugen, schuf man 1971 das Petrodollarsystem. Es basierte darauf, dass die USA die erdölexportierenden Länder verpflichtete, ihr Öl nur gegen Dollar zu verkaufen. Der US-Dollar wurde zum einzigen Ölkaufmittel. Indem aus dem Golddollar der Petrodollar wurde, wurde Öl zum schwarzen Gold.

Solange Öl ein allgemein gebrauchtes Produkt ist, muss jedes Land bestrebt sein, ausreichende Dollarreserven zum Kauf von Öl in Reserve zu halten. Je wichtiger die Rolle des Öls, desto stabiler der Dollar, solange er auf diesem schmierigen Fundament fußt. Doch wenn Öl auch gegen Euro verkauft wird, schwindet die Dollardeckung und damit die Sonderstellung des Dollars. Er wird Währung unter Währungen. Eine Krise ist vorprogrammiert, doch wann sie kommt und wie sie aussehen wird, ist ungewiss. Sollte es dadurch zum Schließen der Bankschalter – moderner der Geldautomaten – kommen, wird das Bargeld möglicherweise erneut an Wert gewinnen. Manche sehen darin eine Chance zur Reform des Geldsystems. Doch was ist Bargeld?

8.13 Kleingeld

Alte Erscheinung und neues Wesen des Bargeldes

Die Hauptsache darin ist für mich die Entwicklung eines wirtschaftlichen Geldbegriffs, für den Hartgeld, Banknoten, Giro Guthaben nur nebensächliche Einteilungen sind ...

Friedrich Bendixen¹⁸¹ (1906)

Bargeld ist, wie viele Begriffe der Ökonomie, ein mehrdeutiger Begriff. Er wird mehr oder weniger bewusst in seiner Doppeldeutigkeit belassen. Diese Doppeldeutigkeit besteht vor allem darin, dass wir sowohl das mittelalterliche Münzgeld in Form der sogenannten Kurant- oder Wertmünze¹⁸², als auch das moderne Papiergeld sowie unsere modernen Münzen, die sogenannte Scheidemünze, als Bargeld bezeichnen.

Doch die mittelalterliche Münze unterscheidet sich nicht nur durch Material und Münzbild von der modernen Münze, sondern durch ihr Wesen. Der Wesensunterschied ergibt sich aus dem völlig anderen Inverkehrbringen früherer und heutiger Münzen. Während antike und mittelalterliche Münzen, die nicht immer aus Gold oder Silber, sondern auch aus Kupfer, Blei, Eisen, Bronze, Messing und sogar aus Zinn geprägt wurden, stets aus freier Münzprägung entstanden, also nicht aus einem Schuldverhältnis, ist das moderne Bargeld erst das Ergebnis einer Kreditaufnahme, wie der Geldtheoretiker Markus Vogtmann zweifelsfrei klarstellt.

Entscheidend ist jedoch stets, daß zeitlich und logisch vor der Schaffung von Zentralbankgeld [dem heutigen Bargeld, d.A.] ein privater Kreditvertrag bestehen muß.¹⁸³

Bargeld gelangt heute erst durch Wechseldiskontierung in Umlauf. Zwar wird es vorher hergestellt, doch zu Geld wird es erst durch Inverkehrbringen und dieser geht stets eine Wechselausstellung, sprich eine Kreditaufnahme, voraus.

Einst durfte jeder, der über Münzmetall verfügte, dieses zur Münze tragen und ausprägen lassen. Manches Silberbesteck und -geschirr wurde daher in Notzeiten eingeschmolzen und ausgeprägt. Goldschmuck oder Silberlöffel waren Teile der Aussteuer, weil man aus ihnen Münzen schlagen und sich so selbst Geld schaffen konnte. Nimmt man eine moderne Sonderprägung aus Silber zur Hand und vergleicht sie mit einer antiken Silbermünze, kann man am Münzbild zwar den Unterschied im Alter der beiden Münzen, nicht aber ihren Wesensunterschied erkennen. Dass wir sie als wesensgleich betrachten, ist ein voreiliger Schluss. Vergleichbar dem, den wir ziehen, wenn wir einen Toten liegen und neben ihm einen Menschen mit blutverschmierter Waffe sehen. Sobald wir den Ermordeten erblicken, nehmen wir an, dass der Mensch neben ihm sein Mörder sein muss. Doch was ist, wenn es Notwehr war, wenn also der Tote im Grunde der Täter, die Bewaffnete eigentlich das Opfer war. Denken wir an Hitchcocks „Bei Anruf Mord“, bevor wir von Opfer und Täter sprechen. So wie wir einen Toten unwillkürlich als Opfer betrachten, haftet der Münze die Idee an, unverschuldet und unvergänglich zu sein. Doch der vorschnelle Schluss bringt unter Umständen den Falschen aufs Schafott. In der modernen Münze nur eine neue Form des antiken Goldstückes zu sehen, führt zu monetären Lösungsvorschlägen, die erfolglos bleiben müssen, weil sie an der Ursache der heutigen Krise vorbei zielen.

Die moderne Münze ist, so verwirrend dies scheinen mag, ein geprägter Schuldschein. So wie die Zentralbank das Monopol für das Drucken von Geldscheinen besitzt, so der Staat für das Prägen von Münzen. Doch die Geldhersteller sind nicht zugleich die Geldschöpfer. Denn weder das Notendruck- noch das Münzprägerecht berechtigten Zentralbank oder Staat dieses Geld einfach auszugeben. Der Staat überantwortet seine Münzen der Zentralbank, die ihrerseits Münzen wie Noten erst dadurch zu Geld werden lässt, indem sie sie an die Geschäftsbanken ausleiht.

Demgegenüber war der König ein wirklicher Geldherr. Er konnte das Geld, das seine Münzwerkstatt prägte, eigenmächtig ausgeben. Während sein Münzmeister das Geld lediglich herstellte, verwendete er es und wurde dadurch zum Geldschöpfer. Er eignete sich die Kaufkraft des Geldes durch seine bloße Autorität an, um damit fremde Waren und Leistungen zu erwerben. Nur darin – in der freien Geldverwendung der frei geprägten Münze – liegt der Akt der Geldschöpfung. Dieser Akt hat sich durch den Übergang vom Münzgeldsystem zum Kreditgeldsystem gewissermaßen aufgelöst. Geldschöpfung wurde (durch Entstehung des Wechsels) zu einer Interaktion zwischen Bankier und Kaufmann und ist seitdem ein Geschäft zwischen Kreditgeber und Kreditnehmer. Der souveräne Geldschöpfer, der sich die in seinem Auftrag geprägten Münzen einfach aneignete, verschwand.

Doch so wie die Münze blieb, obwohl sich ihr Wesen völlig veränderte, blieb auch der Geldschöpfungsgewinn. Nur ergab er sich jetzt nicht mehr aus der Differenz zwischen Herstellungskosten und Kaufkraft der Münzen, sondern reduzierte sich für die Geschäftsbanken auf die Differenz zwischen Kreditzinsen und Sparzinsen (abzüglich aller Bankkosten) bzw. für die Zentralbank auf die Differenz zwischen den Herstellungskosten des Bargeldes und dem Diskont- bzw. Lombardzins.

Das komplexe und scheinbar verworrene System des Kreditgeldes bedient sich des Bargeldes nach wie vor als Schleier. Hinter der Doppeldeutigkeit des Begriffs Bargeld, der sowohl die einst geprägte Münze der Vergangenheit, als auch den gedruckten wie geprägten Schuldschein der Gegenwart meint, verschwindet der zentrale Unterschied zwischen antikem und modernem Geld.

Die große Änderung liegt nicht darin, daß es kein Metallgeld mehr unter den Geldsorten des Staates gibt, sondern darin, daß Papiergeld und Metallgeld, beide nach wie vor nebeneinander bestehend, ihre funktionelle Stellung vertauscht haben ... jetzt erst verwandelt sich die Privatnotenbank in eine Zentralbank.¹⁸⁴

Die vergleichbare Erscheinung alter und neuer Münze verdeckt ihr gänzlich unterschiedliches Wesen. Das wird auch dadurch befördert, dass Geldgeschichte gewöhnlich als Münzgeschichte erzählt wird. Doch Geld ist heutzutage weit mehr als Bargeld. So stellt Monika E. Hartmann in ihrer Dissertation über E-Geld (Elektronisches Geld) fest:

An der Frage, wie man Geld ökonomisch treffend und exakt definieren kann, haben sich bereits viele bedeutende Wirtschaftswissenschaftler versucht – allerdings gibt es bis heute keine allgemein akzeptierte Definition. Die Evolution des Geldwesens, also das Auftreten immer neuer, vielfältiger Finanzaktiva, die teilweise mit „Geldeigenschaften“ ... ausgestattet und zunehmend computerisiert statt stofflich präsent sind, macht ein solches Unterfangen heutzutage noch schwieriger.¹⁸⁵

Was immer wir heute als Geld definieren, Bargeld ist in jedem Fall nur eine Erscheinungsform des Buchgeldes. Mit dem sukzessiven Verbot der freien Münzprägung am Anfang des 20. Jahrhunderts verlor es endgültig seine Funktion als Ausgangspunkt der Geldschöpfung. Münze wie Papiergeld wurden durch das Dazwischentreten der Banknote zum nachgeordneten (nachträglich erschaffenen) Einlösemittel des Wechsels. Aus dem Fundament des Geldsystems (der baren Münze) wurde gewissermaßen das Dach. Denn die Monopolisierung der Bargeldherstellung durch die Zentralbank sollte die Buchgeldschöpfung der Geschäftsbanken nach oben begrenzen. Doch mit dem stetigen Bedeutungsverlust des Bargeldes als Zahlungsmittel verlor die Zentralbank mehr und mehr die Kontrolle über die Buchgeldschöpfung der Geschäftsbanken und folglich über die Geldmenge. Damit begann die Herrschaft des Nichts über die Wirklichkeit.

8.14 Buchgeld

Die doppelte Befreiung des Geldes von der Arbeit

Geld hat sich von Muscheln über bedrucktes Papier zu einem kunstvollen Arrangement des Binärsystems entwickelt.

Dee Hock¹⁸⁶ (1999)

Buchgeld, das teilweise auch als Giralgeld bezeichnet wird, stellt hinsichtlich der stofflichen Entwicklung die Vollendung des Geldes dar. Denn indem es sich durch Reduktion auf eine virtuelle Zahl in einem Bankcomputer völlig entmaterialisiert hat, hat es sich zugleich auf seinen reinen Zweck, nichts weiter als Tauschvermittler zu sein, reduziert. Seine Wertübertragungsfunktion erfüllt das Buchgeld allein durch Guthabenübertragung von einem Konto auf ein anderes. Es muss dazu weder gebrauchswerthaltige Ware, wie das einstige Gerätegeld, noch metallhaltiges Münzgeld, noch goldgedeckte Banknote, noch überhaupt dingliches Papier- oder Münzgeld sein. Damit wurden die Herstellungskosten des Geldes auf ein Minimum gesenkt. Sie ergeben sich nun nicht mehr aus dem Preis des Münzmetalls und dem Aufwand für die Münzprägung, sondern aus den Verwaltungskosten, die durch die Prüfen des Kreditantrags entstehen. Wurde ein Kredit bestätigt, entsteht Buchgeld durch ein paar Tastenanschläge.

Indem über den größten Teil dieses Geldes auch nur als Buchgeld verfügt wird, also keine Umwandlung in Bargeld mehr erfolgt, beschränkt sich die Geldschöpfung tatsächlich auf die Kreditbewilligung und das anschließende Schaffen des virtuellen Buchgeldes. Dies betrifft nach Angaben der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich inzwischen mindestens 95% der Geldmenge. Denn ihr zufolge wurden bereits 1989 nur 5% des Gesamtumsatzes durch Barzahlungen ausgeführt.¹⁸⁷

Die Verwendung von Buchgeld als Zahlungsmittel entlastet die Gesellschaft von umfangreicher, nicht Gebrauchswert erzeugender, „toter“ Geldherstellungsarbeit. Denn die Abwicklung aller Zahlungen in bar würde eine entsprechend große Bargeldmenge erfordern, deren Herstellung nicht nur Arbeitszeit, sondern auch enorme Mengen an Material und Energie nötig machte. Die wesentlich größeren Bargeldmengen würden zudem einen

deutlich höheren Aufwand für Geldtransport und Geldverwahrung erzwingen. Doch die Geschäftsbanken fördern den bargeldlosen Zahlungsverkehr nicht nur, weil Bargeldherstellung (was für sie als Leihgebühren in Form des Zentralbankzins zu Buche schlägt) und Bargeldverwaltung teuer sind. Durch Emanzipation vom Bargeld emanzipieren sich die Geschäftsbanken zugleich von der Zentralbank. Das zweistufige Bankensystem bestehend aus den Geschäftsbanken, bei denen Unternehmen und Private Konten besitzen und der Zentralbank, bei der die Geschäftsbanken Konten unterhalten, entstand letztlich erst mit dem Ende des Goldstandards, also mit dem Aufheben der Goldeinlösepflicht für Banknoten.

Die erste unter den Notenbanken erhielt das vollständige Monopol auf das Herstellen und Inverkehrbringen von Bargeld. Papiergeld und Münzen wurden so quasi zu Staatsgeld. Meist wurden die Noten der später zur Zentralbank aufsteigenden Notenbank schon vorher mit einem Zwangskurs versehen. Spätestens mit ihrer Erhebung zur Zentralbank wurde zudem ein Annahmewang verfügt. Damit wurde jeder gezwungen, die Zentralbanknoten unabhängig von ihrer sinkenden Kaufkraft zum aufgedruckten Nennwert in Zahlung zu nehmen.

Möglich war dies nur, weil jede alternative Bargeldherstellung verboten wurde. Doch war damit nicht zugleich die freie Geldschöpfung abgeschafft – im Gegenteil. Da die Wechselausstellung die eigentliche Geldschöpfung ist, findet Geldschöpfung in den Geschäftsbanken und nicht in der Zentralbank¹⁸⁸ statt. Weil das Publikum aus Gewohnheit einen Teil seines Buchgeldguthabens als Bargeld materialisiert sehen will, müssen die Geschäftsbanken einen Teil ihrer Wechsel von der Zentralbank diskontieren lassen. Deshalb und nur deshalb brauchen sie das Bargeld, das heutzutage auch als Zentralbankgeld bezeichnet wird. Durch Kontingierung, d.h. durch begrenzte Zuteilung von Bargeld an Geschäftsbanken, kann die Zentralbank die Buchgeldschöpfung der Geschäftsbanken insofern begrenzen, als die Geschäftsbanken einen Anteil ihres Buchgeldvolumens in Bargeld vorhalten müssen. Die Höhe ihrer Bargeldreserve – kurz Barreserve – bestimmt faktisch das Geldschöpfungspotential einer Geschäftsbank.

Das durch die Zentralbank limitierte Bargeld stellt faktisch die Buchgelddeckung dar, so wie das Goldgeld einst die Wechseldeckung darstellte. Doch während das Gold durch seine endliche Verfügbarkeit in seiner Menge definitiv begrenzt war, hängt die Bargeldmenge allein von den wirtschaftspolitischen Entscheidungen der Zentralbank ab. Die Zentralbank kann versuchen, durch Knapphalten der Bargeldmenge die Buchgeldschöpfung der Geschäftsbanken zu begrenzen. Doch die jüngsten Entwicklungen zeigen, dass sie dem Druck der Geschäftsbanken nicht standhält. Die enormen Geldspritzen des letzten Jahres enthüllen, dass die Geschäftsbanken ihre Buchgeldschöpfung nicht an der Bargeldmenge orientieren, sondern dass die Zentralbanken die Bargeldmenge dem Bedarf der Geschäftsbanken anpassen.

Während die Realität die Ohnmacht der Zentralbanken bloßlegt, soll der Geldmarkt zwischen der Geldpolitik einer Zentralbank und ihren Geschäftsbanken vermitteln. Theoriegemäß haben die Geschäftsbanken verschiedene Möglichkeiten ihre Barreserve zu vergrößern. Zunächst weist die Zentralbank ihnen in Abhängigkeit von ihrer vorhandenen Bilanzsumme und der vom „Rat der Weisen“ geplanten Geldmengenentwicklung eine bestimmte Bargeldmenge zu, die sie per Wechseldiskontierung zum Diskontsatz abfordern können. Hat eine Geschäftsbank zur Ausweitung ihrer Buchgeldmenge darüber hinaus Bedarf an Bargeld, kann sie dieses auf dem Geldmarkt zu einem Zinssatz oberhalb des Diskontsatzes von anderen Geschäftsbanken erwerben. Da es sich bei diesem Geld um überschüssiges Bargeld anderer Geschäftsbanken handelt, findet durch die Bargeldtransfers zwischen den Geschäftsbanken insgesamt keine Geldmengenausweitung statt. Doch hat eine Geschäftsbank auch die Möglichkeit ihre Barreserve zu erhöhen, wenn auf dem Geldmarkt kein überschüssiges Bargeld zu haben ist. Sie kann ihre soliden Handelswechsel bzw. andere erstklassige Aktiva, d.h. sogenannte zentralbankfähige Papiere, jederzeit von der Zentralbank zum Lombardzinssatz diskontieren lassen.

Der Lombardsatz liegt stets oberhalb des Diskontsatzes, meist ist er 2-3% höher. Während die Zentralbank den Geschäftsbanken zum Diskontsatz nur so viel Bargeld leiht, wie sie für richtig hält, können die Geschäftsbanken zum Lombardsatz so viel Bargeld von der Zentralbank leihen, wie sie an zentralbankfähigen Schuldscheinen besitzen. Natürlich müssen sie auch für das zum Diskontsatz erhältliche Bargeld sogenannte zentralbankfähige, also solide Schuldscheine, einreichen, zumindest bis zur US-Hypothekenkrise (siehe Kapitel 2 im Buch).

Bargeld zum Lombardsatz zu leihen, macht indessen nur Sinn, wenn die Geschäftsbank Kreditnehmer hat, die bereit sind, höhere Zinsen zu zahlen. Oder, wenn sie durch Reduzieren ihrer Gewinnspanne hofft, ein größeres Mengengeschäft zu machen; wenn sie also hofft, am einzelnen Kredit zwar weniger, an der Kreditausweitung insgesamt aber mehr zu verdienen. Doch die Auswirkung der Zinsdifferenz zwischen Diskont- und Lombardsatz auf die Gewinnspanne der Geschäftsbanken ist gering. Denn sie müssen nicht für ihren gesamten Buchgeldkredit, sondern nur für das zusätzlich zu beschaffende Bargeld Lombardzinsen bezahlen. Da der Anteil des Bargeldes am Buchgeld inzwischen unter 10% liegt, muss also nur für $\frac{1}{10}$ der neu geschaffenen Buchgeldmenge der erhöhte Lombardsatz gezahlt werden.

Weitet eine Geschäftsbank ihre Buchgeldmenge also stärker aus, als das von der Zentralbank per Diskontsatz zugestandene Bargeld gestattet, kostet sie das zusätzlich geschaffene Buchgeld lediglich $\frac{1}{10}$ der Differenz zwischen Diskont- und Lombardzins mehr. Beträgt diese Zinsdifferenz 3%, verteuert sich der Kredit also um ganze 0,3%. Sollte der Kreditnehmer nicht bereit sein, diesen geringen Zinsaufschlag zu zahlen, kann die Geschäftsbank ihre Gewinnmarge entsprechend senken. Der Zentralbankzins erweist sich somit kaum als Mittel, die Buchgeldschöpfung der Geschäftsbanken zu begrenzen.

Dass der Zins trotzdem immer noch als Instrument der Geldmengensteuerung dient, hat eher psychologische Gründe. Nicht die Zinsänderung, sondern die dahinter stehende Absicht der Zentralbank, die Buchgeldschöpfung fördern oder begrenzen zu wollen, ist die eigentliche Ursache der Wirkung des Zentralbankzinses auf die Geldmenge.

Weil der geschulte Volks- oder Betriebswirt weiß, dass Zinserhöhung die Buchgeldschöpfung erschweren soll, nimmt er an, dass dies auch wirklich geschieht. Dass dies dann wirklich geschieht, ist jedoch nur eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Denn nur weil der Banker glaubt, dass infolge Zinserhöhung durch die Zentralbank weniger Buchgeld geschaffen wird – vielleicht in der Annahme, dass die Zentralbank zusammen mit der Zinserhöhung ihre Bargeldzuteilung an die Geschäftsbanken beschränken wird – schöpft er weniger Geld. Allein dadurch, nicht wegen einer relevanten Geldverteuerung, sinkt die Geldmengenausweitung tatsächlich.

Denn wenn der Zentralbankzins um 0,2% steigt, bedeutet das lediglich, dass für einen Kredit zusätzlich benötigtes Bargeld mit 0,02% höheren Kreditzinsen zu Buche schlägt, weil nur etwa 10% der Buchgeldmenge durch Bargeld gedeckt sein müssen. Bei einem Kredit von einer Million macht das ganze 200 € mehr Kreditkosten im Jahr aus. Daran scheitert keine Kreditaufnahme.

Wenn eine Zinserhöhung, wie im Sommer 2007 in den USA, tatsächlich zu einem drastischen Rückgang der Buchgeldschöpfung führt, ist das gewissermaßen Folge eines schlechten Gewissens. Wie sich während der Krise herausstellte, findet nämlich inzwischen ein Großteil der Buchgeldschöpfung außerhalb der Bilanzen statt. Damit entziehen sich die Geschäftsbanken der Kontrolle der Zentralbank. Denn für Buchgeld das nicht in der Bilanz auftaucht, muss eine Geschäftsbank weder eine Barreserve in ihrem eigenen Tresor vorhalten, noch eine entsprechende Mindestreserve auf ihrem Zentralbankkonto besitzen. Für das außerbilanzielle Buchgeld ist also keinerlei Zentralbankgeld (weder als Bargeld noch als Zentralbankguthaben) nötig. Diese reine Buchgeldexistenz erscheint solide, solange dieses Geld seinem einzigen Daseinszweck dient, an den Börsen Wertpapiere zu kaufen, um diese wenig später mit Gewinn weiterzuverkaufen.

Da Gewinn jedoch nur möglich ist, wenn ständig mehr Geld auf die Finanzmärkte strömt, sind die Finanzmärkte von der ständigen Ausweitung der Geldmenge existenziell abhängig. Durch Zinserhöhung signalisiert eine Zentralbank aber, dass sie die Geldmengenausweitung stoppen oder doch verlangsamen will. Das Wissen um die Wertlosigkeit der Wertpapiere, wie des zu deren Kauf geschaffenen Buchgeldes, veranlasst die Händler, bei Zinserhöhung so schnell wie möglich zu verkaufen. Der folgende Kurssturz lässt weitere Buchgeldschöpfung sinnlos erscheinen. Der Zins erscheint so als Geldmengenregulator. Tatsächlich beeinflusst er nur die Gewinnerwartung, die ihrerseits die Geldschöpfung beeinflusst.

Da für die außerbilanziellen Buchgeldguthaben gar kein Zentralbankgeld gebraucht wird, hat eine Erhöhung des Zentralbankzinses keinen Einfluss auf die realen Börsengewinne. Der Zusammenbruch der Börsen infolge Zinserhöhung ist also keine Folge des Gewinneinbruchs, sondern eben nur des erwarteten Gewinneinbruchs. Weil alle glauben, dass die Gewinne sinken werden, verkaufen sie statt weiter zu kaufen. Entsprechend reduzieren sie ihre Buchgeldschöpfung. Durch den versiegenden Geldzufluss brechen die Gewinne tatsächlich ein. Weil Zinserhöhung einen Gewinneinbruch suggeriert, findet dieser Gewinneinbruch infolge Rückgangs der Buchgeldschöpfung tatsächlich statt. Somit wirkt der Zins doch als Geldmengenregulator.

Allerdings basiert die Macht der Zentralbanken nur noch auf dem Glauben der Geschäftsbanken an deren Macht. Das Agieren der Zentralbanken während der gegenwärtigen Krise, beweist jedoch eher deren Ohnmacht. Mit dem Glauben an die Macht der Zentralbanken schwindet ihre letzte Machtbasis. Hinter der bröckelnden Fassade werden die eigentlichen Akteure erkennbar.¹⁸⁹ Die Siegesgewissheit der Geschäftsbanker ist Ausdruck ihrer Geldschöpfungsmacht. Die Macht der Zentralbank besteht nur noch darin, den Geschäftsbanken das Bargeld zum Auszahlen ihres Buchgeldes an ihre Kunden zu bemessen; sowie darin, ihnen Zentralbankguthaben zum Abwickeln des Zahlungsverkehrs zwischen den Geschäftsbanken bereitzustellen. Da das Verweigern von Zentralbankguthaben jedoch zu einem Zusammenbruch des gesamten Bankensektors führen würde, stehen die Zentralbanken eher in der Pflicht der privaten Geschäftsbanken, als am Steuerknüppel staatlicher Geldpolitik. Ihre Macht ist kaum mehr als eine Illusion.¹⁹⁰ Als *lender of last resort* sind die Zentralbanken vielmehr verpflichtet, dem Konkurs einer Großbank durch Bereitstellung beliebig hoher Bargeldsummen bzw. Zentralbankguthaben zuzukommen, da dieser einen Dominoeffekt auslösen würde.

Weil die Zentralbanken die außerbilanzielle Buchgeldschöpfung der Geschäftsbanken nicht verhindern wollen und deshalb auch nicht verhindern können, sind sie letztlich zu bloßen Bargeldautomaten der Geschäftsbanken geworden. Von den Geldautomaten der Geschäftsbanken, an denen wir unser Bargeld ziehen, unterscheiden sie sich dadurch, dass die Geschäftsbanken ihre Guthaben durch Buchgeldschöpfung selbst schaffen können. Zwar können theoretisch nur zentralbankfähige Schuldscheine, also solide Aktiva zur Bildung von Zentralbankguthaben dienen, doch wird diese Bankregel unterwandert. Wie sonst ist erklärlich, dass die Geldmenge in den Computern der Banken schneller als das Bruttosozialprodukt wächst? So verzeichnet die FAZ im Internet:

Nach Angaben der EZB wuchs die Geldmenge im März [2006, um] 8,6 Prozent gegenüber dem Vorjahresmonat.¹⁹¹

Da die Wirtschaft im gleichen Zeitraum nur um ca. 1% gewachsen ist, muss man sich fragen, wie es zu diesem überproportionalen Geldmengenwachstum kommen konnte? Wodurch ist das Buchgeld gedeckt? Auf welcher Basis wurde das zusätzlich nötige Bargeld von der Zentralbank bereitgestellt? Tatsächlich muss dem Wachstum

der Buchgeldmenge um 8,6% ja nur ein Wachstum der Bargeldmenge von etwa 0,9% gegenüberstehen. Die durch das reale Wirtschaftswachstum von 1% geschaffenen soliden Aktiva reichen folglich zur Ausweitung der Bargeldmenge. Doch was, wenn ein Teil dieses Wirtschaftswachstums lediglich durch den Bau leerstehender Wohn- oder Bürohäuser vorgetäuscht wurde? Was sind die zentralbankfähigen Aktiva dann wert? Was ist das Bargeld dann wert? Und vor allem, was ist das nicht durch Bargeld gedeckte Buchgeld der Geschäftsbanken wert, also all jenes Geld, hinter dem gar kein (reales oder vorgetäushtes) Wirtschaftswachstum steht? Bevor wir diesen Fragen im zweiten Teil des Buches nachgehen, ein Rückblick auf jene Entwicklung, die diese Geldentwertung möglich machte.

9. Geldstoff

Die Entmaterialisierung des Zahlungsmittels

Der Ausgangspunkt für alle diese Erörterungen war die Erkenntnis, daß das Wesen des Geldes unabhängig von dem Stoff ist, aus welchem die Geldzeichen hergestellt werden.

Friedrich Bendixen¹⁹² (1910)

Mit dem Buchgeld sind wir am Ende der bisherigen Entwicklung des Geldes angekommen. Stofflich hat sich das Geld in diesem Jahrtausende langen Prozess – ausgehend vom einstigen Nutz- und Gerätegeld – vollständig entmaterialisiert. Die Entmaterialisierung erfolgte schleichend, indem zunächst aus dem einst voll gebrauchswert-haltigen Gerätegeld bzw. dem vollwertigen Barrengeld (3. Jahrtausend v.u.Z.) die verkümmerten Geräte- und Barrengeldformen entstanden (2. Jahrtausend v.u.Z.). Als aus den Kümmerformen schließlich um 600 v.u.Z. die Münze entstand, war das Geld bereits zum Zeichengeld geworden. Im Laufe ihrer zweieinhalbttausendjährigen Entwicklung verlor die (freie) Münze durch zahlreiche Münzverschlechterungen sukzessive ihren Metallgehalt. Indem sie spätestens seit dem 15. Jahrhundert im Zahlungsverkehr mehr und mehr durch den indossierbaren Wechsel vertreten wurde, wuchs der Zahlungsmittelbestand zusätzlich über den Münzbestand hinaus. Mit der Einführung des Golddepotscheins, der bald durch die Banknote abgelöst wurde, begann die Zeit des Goldstandards, was dazu führte, dass durch allmähliche Verringerung der Golddeckung der Noten eine weitere Abkoppelung der Geldmenge von der Goldmenge erfolgte. Mit der Aufhebung des Goldstandards wurde das Geld schließlich ganz vom Gold, mit der Ausweitung des Buchgeldes mehr und mehr auch vom Bargeld, d.h. vom Papiergeld und von der Scheidemünze (Kreditmünze) gelöst. Geld wurde zu einer virtuellen Verrechnungseinheit und Wertübertragungsgröße.

So schleichend wie die Entmaterialisierung des Geldes, erfolgte die Entkopplung der Geldschöpfung von der Warewertschöpfung. Sie war Folge des Übergangs vom Nutz- bzw. Warengeld zum Zeichengeld. Weil in der Naturalwirtschaft praktisch jede Ware zugleich Tauschmittel sein konnte (unabhängig davon, dass es bevorzugte Tauschvermittler gab), entstand mit der Ware zugleich die notwendige wie hinreichende Tauschmittelmenge. Durch Übergang zum Geldhandel im 2. Jahrtausend v.u.Z., d.h. des Handels unter Zuhilfenahme von metallischen Tauschvermittlern, die keinen anderen Gebrauchswert (mehr) hatten, als den, Geld zu sein, musste neben der Warenproduktion zusätzlich eine Geldproduktion erfolgen. Damit wurde nicht nur tote Geldherstellungsarbeit nötig, sondern die Geldmenge löste sich auch von der Warenmenge. Geld trat mehr oder weniger beziehungslos neben die Ware, siehe Kapitel 6, Abbildung 1 und 2. Weder Kümmerformen, noch Münzen, weder Golddepotscheine, Banknoten oder Papiergeld noch Buchgeld wurden primär als Warengutscheine, d.h. als an Warenwerte gekoppelte Tauschvermittler geschaffen, sondern entstanden eher zufällig neben der Warenproduktion.

Als fatal erwies sich dabei außerdem, dass Waren allgemein vergänglich sind, während Metallgeld im Prinzip unvergänglich ist. So konnte eine anfänglich weit unter dem Warenvolumen liegende Geldmenge durch kontinuierliche Geldschöpfung nach und nach anwachsen, bis sie die Warenmenge mehr und mehr überwucherte. Der Tauschvermittler Geld geriet ein erstes Mal in die Krise.

Mit dem Kreditgeld entstand schließlich ein vergängliches Geld, das seit seiner Vollendung in Form des Buchgeldes, nur während der Kreditlaufzeit existiert(e). Mit dem Buchgeld entstand damit Jahrtausende nach der Geldentstehung ein Tauschvermittler, dessen Existenzdauer theoretisch an die Existenzdauer der Waren gebunden werden kann. Möglich wäre dies, sofern nur Waren- bzw. Handelswechsel geschaffen und ggf. diskontiert werden. Denn Waren- bzw. Handelswechsel, sind Kredite, die auf den Wert vorhandener Warenlager aufgenommen werden. Die mit dieser Kreditgewährung verbundene Geldschöpfung, ist folglich zu 100% durch Warenwerte gedeckt. Die so entstehende Geldmenge bedarf keiner zusätzlichen Geldmengensteuerung durch Bargeldkontingierung (oder gar Golddeckung). Sie steuert sich selbst, da genau nur so viel Tauschmittel entsteht, wie Warenwerte auf dem Markt vorhanden sind.

Während das Buchgeld hinsichtlich seiner Entmaterialisierung seine Geldentwicklung bereits vollendet hat, steht seine Vollendung als vollwertiger Tauschvermittler für Waren noch aus. Indem das Buchgeld praktisch vollständig von toter Geldherstellungsbefreiung wurde, hat sich die Geldschöpfung aller materiellen Fesseln entledigt. Die rudimentär noch vorhandenen Bindungen an Golddepots und Bargeldkontingente sind nicht geeignet, die schwindende Bindung der Geldmenge an die Realität aufzuhalten, denn Geld bedarf nicht einfach einer Bindung an Materie, sondern es bedarf einer Bindung an Warenwerte.

Die Schöpfung von Geld, das ein Tauschvermittler für Waren sein soll, darf nicht an Werts Substitute wie Gold oder Bargeld gekoppelt werden. Denn das bedeutet nichts weiter, als die Geldmenge an Teile der Geldmenge zu koppeln. Da die Buchgeldmenge heute bankrechtlich an die Bargeldmenge, also einen beliebig vermehrbaren Teil der Gesamtgeldmenge gebunden ist, verwundert es nicht mehr, dass keine sinnvolle Geldmengensteuerung seitens der Zentralbanken erfolgt. Was von offizieller Seite als Geldmengensteuerung ausgegeben wird, entpuppt sich daher nicht zufällig bei näherer Betrachtung als Kaffeesatzleserei, siehe Kapitel 17 und 20.2 im Buch.

Statt realer Warenlager dienen fiktive Warenkörbe als Rechengrundlagen. Statt fester Preise wird schleichende Inflation angestrebt. Statt überprüfbarer Sachwertvolumen werden immer schwindelerregendere Bilanzmanipulationen als Wertbasis verwendet.

Doch nicht weil Buchgeld stofflos, also virtuell ist, erscheint ein großer Teil davon heute wertlos und kann sich in Luft auflösen, ohne dass die Realwirtschaft davon betroffen ist. Erinnerung sei an die Billionen, die während der US-Hypothekenkrise 2007 und 2008 aus den Bankbilanzen verschwunden sind, ohne dass es dadurch zu verschärftem Geldmangel in der Realwirtschaft kam. Der bestehende realwirtschaftliche Lohn^{§§§}- und damit Kaufkraftmangel wurde durch den gewaltigen Buchgeldschwund weder größer noch kleiner.

Die Wertlosigkeit des überwiegenden Teils des heutigen Buchgeldes hat nichts mit seiner Entmaterialisierung zu tun. Sie ist vielmehr Folge der wachsenden Kluft zwischen Geldschöpfung und Warenwertschöpfung. Diese Kluft wurde möglich als ein Zeichengeld (also ein Wertsymbol) als Zahlungsmittel akzeptiert wurde, das unabhängig von der Warenwertschöpfung geschaffen werden konnte. Da diese Entkopplung bereits mit Entstehen der Kümmerformen des Bronzegeldes einsetzen, existiert sie länger als das Münzgeld. Doch erst nach dem Durchsetzen der Münze als allgemeines Zahlungsmittel begann die Geldmenge die Warenwertmenge zu übersteigen. Denn erst mit der Münze wurde metallisches Symbol- bzw. Zeichengeld zu einem allgemeinen Zahlungsmittel. Mit dem dann einsetzenden Wertverlust des Geldes trat ein Problem zutage, dessen Ursprung – da man die Geschichte des Geldes als eine Geschichte der Münzprägung betrachtet – älter als *das* „Geld“ (das Münzgeld) ist. Folglich war es schwer den Fehler zu finden. Die Lösung des Problems der Geldentwertung liegt mit Sicherheit nicht in der Rückkehr zum Goldstandard, unabhängig von den katastrophalen ökologischen Folgen, die eine sinnlose Goldproduktion für den Safe bedeutet, siehe Kapitel 4.5. Sie liegt in der ausschließlichen Kopplung der Geldschöpfung an die Warenwertschöpfung, siehe Teil 3 des Buches.

Die aktuelle Finanzkrise führt nicht nur die Dimension des Problems, sondern auch die Notwendigkeit der Problemlösung vor Augen. Denn die rein spekulative Geldschöpfung droht unser Geldsystem zu zerstören. Um das drohende Scheitern als Chance nutzen zu können, muss statt der kurzfristigen Reparaturmodelle ein langfristig funktionstüchtiges Lösungsmodell geschaffen werden. Dazu ist eine umfassende Analyse des bestehenden Systems notwendig. Bevor diese Analyse im zweiten Teil erfolgt, soll ein kurzer Blick auf die politischen Folgen des Übergangs vom Münz- zum Kreditgeldsystem geworfen werden.

10. Machtwechsel

Die politischen Folgen der verlorenen Geldhoheit

Die Götterdämmerung des Ancien Régime, die nun [1789] begann, war insofern wesentlich durch die finanzielle Krise bedingt.

Jürgen Brand¹⁹³ (2000)

Mit Verpfändung und Verkauf und damit letztlich mit der Aufgabe des Rechts auf eigene Münzprägung gibt der Adel seine Geldschöpfungshoheit auf. Er tut dies nicht freiwillig, sondern wird vom geldhortbesitzenden Patriziat geradezu in die Rolle des Schuldners hineingedrängt. Denn der als Gläubiger zum Geldadel aufsteigende Kaufmannsbankier kann sein totes Kapital nur dann zu rentablem – Zins abwerfenden – Vermögen machen, wenn er einen Schuldner findet, dem er sein überflüssiges Geld gegen Zinsverpflichtung aufdrängen kann. Indem der Adel vom Geldschöpfer zum Kreditnehmer wird, verschwindet das auf freier Münzprägung basieren-

^{§§§} Das Steigen der Manager- und Politikergehälter wiegt die Lohneinbußen breiter Bevölkerungsschichten nicht auf. Nicht nur weil es zu wenig Topmanager und Bundestagsabgeordnete gibt, sondern vor allem, weil die Einkommenszuwächse dieser Gehaltselite kaum zu Kaufkraft, vielmehr nur zusätzlich gespart bzw. angelegt werden. Gehaltssteigerungen in den oberen Einkommensklassen bewirken keine Nachfragesteigerungen. *Sie sind daher volkswirtschaftlich unsinnig und dienen wohl eher zur Verschleierung der allgemeinen Lohndeflation.*

de Geldsystem. Genauso gut lässt sich allerdings auch sagen: indem der Adel sein Recht auf freie Münzprägung quasi verspielt, wird er gezwungenermaßen zum Schuldner der Geldbesitzer.

Staatsverschuldung und der Aufstieg des Kreditgeldsystems gehen gewissermaßen Hand in Hand. Ausgangspunkt ist jedoch weniger der Kreditbedarf des Staates, als vielmehr der Geldüberhang des Patriziats. Indem dieses einen Teil des durch stetige Münzprägung immer mehr werdenden Geldes durch Hortung aus dem Verkehr zieht, stabilisierte es zwar einerseits das Geldsystem, da die Geldabschöpfung Inflation verhindert, andererseits schaufeln eben diese Geldhorte den adligen und klerikalen Geldschöpfern das Grab. Mit der Geldakkumulation kehrt das Eigentum zurück, da die Geldhorte in der Lage sind nicht nur Waren, sondern eben auch Nichtwaren, wie Boden und Regalien, d.h. Steuerrechte u.ä. zu kaufen.

Das römische Eigentumsrecht war mit dem Verfall des römischen Geldwesens mehr und mehr durch ein feudales Lehnrecht ersetzt worden, so wie Geldsteuern mehr und mehr durch Naturalabgaben ersetzt wurden. Mit der Ausweitung der Münzprägung unter den Ottonen konnten sich jedoch erneut Geldhorte bilden, durch die das Potential zum Eigentumskauf entstand. Nicht zufällig kehrt daher im Gefolge der Ausweitung des Geldhandels auch das Vertragsrecht mit seinem Kernstück, dem Eigentumsrecht zurück.¹⁹⁴ So verliert der Adel mit seinem Geldschöpfungsrecht sukzessive auch seinen Grundbesitz. Denn dieser wird als Kreditsicherheit verpfändet und geht infolge von Zahlungsunfähigkeit Stück für Stück an das Patriziat bzw. das Großbürgertum über.

Weil Geldbeschaffung im Kreditgeldsystem vor allem eine Frage der Kreditwürdigkeit ist, muss der vom Geldschöpfer zum Kreditnehmer degradierte Adel seinen Grundbesitz Stück für Stück verpfänden. Wurden ihm alle Pfänder abgenommen, verlor er mit seiner Kreditwürdigkeit den Zugang zur Geldbeschaffung. Der Untergang des Ancien Régime war Folge des ökonomischen Machtverlustes des Adels. Das resultierte aus dem Verlust der Geldschöpfungshegemonie und des Bodenbesitzes, wodurch letztlich die Kreditwürdigkeit des Adels schwand. Dem Prozess der ökonomischen Enteignung des Adels folgt seine politische Enthebung als Geldschöpfer auf den Fuß. Alle Versuche, den Prozess der Enteignung durch Schaffung rechtlicher Barrieren oder schlichten Despotismus aufzuhalten, müssen scheitern, weil jeder Versuch die Durchsetzung des Rechts des Gläubigers auf Übernahme des Pfands, durch Gewalt zu verhindern, letztlich die Kreditwürdigkeit des Schuldners reduziert. So stellte Josef von Sonnenfels 1776 fest:

Je unbeschränkter also eine Monarchie ist, desto begrenzter ist ihr Kredit: der Despotismus hat gar keinen.¹⁹⁵

Damit neigte sich die Adelherrschaft ihrem Ende zu. Doch der Verfall begann Jahrhunderte früher, zunächst unbemerkt. Als Könige spätestens im 12. Jahrhundert Münzrechte an Fürsten und Bischöfe verkauften,¹⁹⁶ erwarben teilweise auch Städte das Münzrecht. Anders als Fürsten und Klerus war das Patriziat langfristig jedoch nicht an der Ausweitung der freien Münzprägung, sondern an der Abschaffung derselben interessiert, da es sich mit dem Wechsel ein eigenes Geldsystem neben dem Münzgeld geschaffen hatte. Bis zur vollständigen Durchsetzung dieses Geldsystems sollten allerdings noch Jahrhunderte vergehen. Letztlich fand die freie Münzprägung erst um 1900 ihr Ende. Damit und mit dem vorausgegangenen Verlust der Ländereien und Steuerrechte hatte das Ancien Régime seine Machtbasis verloren. Sein Untergang war so schleichend, wie zwingend.

Doch wer sind die neuen Geldschöpfer? Formal gesehen sind es die aus den Notenbanken hervorgegangenen modernen Geschäftsbanken. Allerdings ist Geldschöpfung im Kreditgeldsystem kein autarker Akt eines souveränen Herrschers mehr, sondern das Resultat einer Transaktion zwischen Kreditnehmer und Kreditgewährer. Es ist kein Zufall, dass sich infolgedessen auch die politische Macht aufgesplittet hat. Die souveräne Adelherrschaft wurde durch die interaktive Herrschaft gewählter Parlamente und privatwirtschaftlicher Geschäftsbanken ersetzt. Beide brauchen einander als Kreditnehmer und Kreditgeber. Beider Schicksal ist untrennbar miteinander verbunden, denn das Versagen des Geldsystems würde nicht nur die Banken, sondern auch den Staat entmachten, ein Versagen des republikanischen Staates würde hingegen die ökonomische Vormachtstellung der Geschäftsbanken beenden.

Während die Banken dem Staat per Staatsverschuldung immer neues Geld für seine Politik des Machterhalts (v)erschaffen, sichert der Staat die Vorherrschaft irreführender ökonomischer Theorien, die der Mehrheit der Bevölkerung das Erkennen der Falschgeldproduktion der Banken erschwert. Außerdem gewährt der Staat den Banken einen rechtsfreien Raum, in dem deren gigantische Falschgeldproduktion erst möglich ist (Kapitel 2 im Buch).

Beim Übergang vom Münz- zum Kreditgeldsystem wurde Geldschöpfung von einem autarken Akt des Souveräns zu einer Interaktion zwischen Kreditnehmer und Kreditgeber. Die klassischen Gläubiger- und Schuldnerpositionen begannen sich in dem Maße aufzulösen, in dem aus Geldverleih Geldschöpfung wurde. Da Bargeld wie Buchgeld nun nicht mehr Voraussetzung der Krediterteilung ist, sondern erst infolge der Kreditaufnahme entsteht, entsteht auch das Gläubigerguthaben erst infolge der Kreditgewährung. Der Gläubiger ist folglich nicht mehr Voraussetzung für den Schuldner, sondern erst dessen Folge.

Zwar dient der Schuldner dem Gläubiger früher wie heute als Zinszahler und früher wie heute folgt auf den Bankrott des Schuldners der des Gläubigers, doch während der Gläubiger einst fallierte, weil er sein Geld nicht vom Schuldner zurückerhielt, falliert er heute, weil sein Geld im Zuge der Kreditabschreibung infolge des Schuldnerbankrotts vernichtet wird. Denn da der Gläubiger im Kreditgeldsystem kein Geld an den Schuldner

verleiht, sondern erst infolge der Geldschöpfung durch Kreditaufnahme zu Guthaben kommt, verschwindet dieses Guthaben umgekehrt mit der Kredittilgung.

Der Unterschied mag den einen unverständlich, den anderen spitzfindig erscheinen, doch zeigt er sich im unterschiedlichen Umgang mit früheren und heutigen Schuldnern. Während ein Schuldner früher spätestens dann seine Kreditwürdigkeit einbüßte, wenn er kein verpfändbares Eigentum mehr besaß, wird heute auch dem eigentums- und zahlungsunfähigen Schuldner immer neuer Kredit gewährt, wie die wachsende Privatverschuldung gerade in den unteren Einkommensklassen zeigt. Während der Schuldner einst primär als Zinszahler von Interesse war, ist er heute primär als Partner im Geldschöpfungsakt von Bedeutung. Aus diesem Grund wird heute bei ausbleibender Zinszahlung nicht zwingend eine an sich vorgeschriebene Schuldtilgung vorgenommen. Der nicht durch Vermögensverkäufe zu tilgende Restkredit bleibt vielmehr als fauler Kredit in den Büchern stehen. Denn seine Tilgung hätte zwangsweise eine entsprechende Guthabenvernichtung auf den Konten der Bankeigentümer zur Folge.

Erinnert sei an die Krise der Berliner Bankgesellschaft 2001. Sie war das Resultat jahrzehntelang in der Bankbilanzen versteckter fauler Kredite. Als das Problem bereits die Existenz der Bank bedrohende Ausmaße angenommen hatte, wurden die Schulden durch kriminelle Fondgeschäfte drastisch vergrößert. Als die Krise schließlich nicht mehr zu verheimlichen war, wäre eine Bilanzverkürzung zur Kredittilgung in Milliardenhöhe nötig gewesen. Dabei hätten getreu den Gesetzen der doppelten Buchführung auch entsprechende Guthaben in Milliardenhöhe vernichtet werden müssen, weshalb der Staat mit der Drohung, dass die Pleite der Bank einen Zusammenbruch des gesamten Währungssystems zur Folge hätte, gezwungen wurde als Schuldner in die Bresche zu springen. Die privaten Schulden wurden so zu Staatsschulden. Der Staat sicherte als Schuldner den Erhalt entsprechenden Milliardenguthaben, für die er zugleich die Zinszahlungen aus Steuergeldern übernahm.

Während der Gläubiger im Münzgeldsystem Schuldner suchte, um sein überschüssiges Geld zinstragend verleihen zu können, sucht die moderne Kreditbank in Vertretung der Gläubigerinteressen heute händeringend Schuldner, um das Abschmelzen ihrer Bilanzsumme und damit die Vernichtung der Gläubigerguthaben zu verhindern.

Nur vor diesem Hintergrund ist die Machtposition der USA als Weltschuldner zu verstehen. Die amerikanische Staatsverschuldung ermöglicht private Vermögensbildung. Ein Zusammenbruch des amerikanischen Währungssystems würde diese privaten Guthaben vernichten. Um dies zu verhindern, akzeptiert die Welt die Aggressionspolitik der USA. Ihre Schuldnerposition macht die USA zum unentbehrlichen Gegenpol der US-Dollar-Gläubiger.

Dass der US-Dollar weltweit von den Zentralbanken als Reservewährung gehalten wird, basierte bis 1971 darauf, dass die USA sich als einziges Land verpflichteten, ihre Noten in Gold einzulösen. Nach Aufhebung des Goldeinlöseversprechens machten die USA ihren Dollar zur Weltölwährung. Der Golddollar wurde zum Petrodollar. Die anteilige Golddeckung wurde so durch eine anteilige Öldeckung ersetzt. Wenn Öl jedoch auch für Euro oder Rubel zu kaufen ist, verlieren die Dollarreserven ihren Wert als indirekte Ölreserven. Dann gerät der Weltschuldner ins Wanken. Doch da er im Sturz unweigerlich auch seine Gläubiger mit in den Abgrund reißen würde, versuchen diese das System auch nach Wegfall der besonderen Warendeckung des US-Dollar zu erhalten.

Denn es erginge ihnen wie Peter Munk in Wilhelm Hauffs Märchen vom „Kalten Herz“. Munk, der einst den naiven Wunsch geäußert hatte, stets so viel Geld wie der dicke Ezechiel in der Tasche zu haben, muss eines Abends erschrocken feststellen, dass er, gerade weil er den dicken Ezechiel bis zum letzten Heller ausgenommen hatte, plötzlich selbst völlig ohne Geld dastand. Sein Geld war mit dem Geld seines Gegenspielers zerronnen. Die doppelte Buchführung schmiedet das Schicksal der Gläubiger unausweichlich an das der Schuldner. Das macht die Europäer so handlungsunfähig gegenüber den USA. Sie stützen den Weltschuldner im Interesse der eigenen Besitzstandswahrung. Fraglich ist, wie lange diese Politik den drohenden Zusammenbruch der amerikanischen Währung und den folgenden politischen Machtwechsel verhindern kann. Fraglich ist auch, ob es gelingt, den Zusammenbruch zu nutzen, um das machthabende Gespann der Geldschöpfer, bestehend aus protegierten Schuldnern, zinserpessenden Gläubigern und nebelverbreitenden Bankern zum Abtreten zu zwingen. Nur wenn dies gelänge, hätte die kommende US-amerikanische Währungskrise einen weltgeschichtlichen Sinn. Denn dann ließe sich aus dem Desaster etwas Zukunftsträchtiges aufbauen. Dann ließe sich das bestehende, auf Selbstzerstörung programmierte Geldsystem in ein sich selbst regulierendes System umbauen. Gelingt dies hingegen nicht, droht ein Rückfall ins Mittelalter, vergleichbar dem Kulturverfall nach dem Zerfall des Weströmischen Reiches.

Bei einer Neugestaltung des Geld- und Kreditsystems darf man jedoch nicht den Fehler begehen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die Geldschöpfung *aus dem Nichts* ist nicht grundsätzlich verwerflich, sondern nur die Geldschöpfung *für Nichts*. Nicht das Recht der Geschäftsbanken auf Geldschöpfung ist abzuschaffen, sondern die Regeln hierfür sind zu ändern. Alles was wir bisher über das Geld wissen, ist, dass es heutzutage vollständig durch Kredit aus dem Nichts erschaffen wird. Doch zu welchen Bedingungen und mit welchen Folgen?

Das vollständige Literaturverzeichnis befindet sich im Buch.

- ¹ Goethe, Johann Wolfgang von: West-östlicher Divan, Wanderers Gemüthsruhe (von 1819); In: Düntzer, Heinrich (Hrsg.) Goethes Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. 1. Bd. Stuttgart, Leipzig – Deutsche Verlagsanstalt, 1882, S.318
- ² Gerloff (1947), S. 55
- ³ Aumann (o.J./um 1965), S. 7-9
- ⁴ Schilder (1952), S. 20; In: Die Neue Brehm Bücherei. Heft 46
- ⁵ Höltz (1984), S. 263
- ⁶ Schurtz (1898), S. 28 ff.
- ⁷ Allerdings gibt Bao-Seing in seiner Geschichte des chinesischen Geldes einen Hinweis, dass die Kaurischnecke vor der Erfindung der Keramik möglicherweise als Trinkgefäß verwendet wurde, wohl deshalb, weil die älteren Kauris deutlich größer sind, als die späteren, siehe Bao-Seing (1939), S. 245. Nachweisbar ist dies allerdings nicht.
- ⁸ Gerloff (1947), S. 63 ff.
- ⁹ Heichelheim (1938), S. 26
- ¹⁰ ebenda, S. 27
- ¹¹ ebenda
- ¹² Allerdings nur, sofern dies aus ihrer Sicht ökonomisch sinnvoll, sprich lukrativ erschien. Waren die gängigen Prestigeobjekte jedoch auch ökonomisch wertvoll, d.h. nicht billig zu beschaffen, wie die schiffsladungswise herangeschafften Kaurimuscheln, sondern aufwendig erzeugte Kunstgegenstände, wie die Mokko-Trommeln, wurde dieses Geldsystem von den Kolonialherren brutal zerstört, vgl. Gerloff (1947), S. 37.
- ¹³ Mühlendorfer et al. (2001), S. 157 und S. 162
- ¹⁴ Hoffmann (2001), S. 236
- ¹⁵ vgl. Wesel (1997), Kapitel 1 bis 8
- ¹⁶ Halliday, W.M.: Potlatch and Totem. London: 1935, S. 4, zitiert nach: Einzig (1966), S. 169
- ¹⁷ Regling (1929), S. 1
- ¹⁸ Die Bibel, 1. Mose, 2.5
- ¹⁹ Die Bibel, 1. Mose, 2.7
- ²⁰ Sie lernte zwischen gut und böse zu unterscheiden. Doch die Welt ist dualistisch. Die moderne Ökologie lehrt uns, dass die Natur aus komplexen Gleichgewichten besteht, aus denen man nicht beliebig die scheinbar störenden Elemente – wie „Un“Kräuter – entfernen kann. In der Natur hat jedes Element seine Berechtigung und seine Funktion innerhalb des Gleichgewichts. So wenig die Natur Unkräuter kennt, so wenig gibt es DAS Böse, siehe Kapitel 23 im Buch.
- ²¹ Wesel (1997), S. 35
- ²² Die Bibel, 1. Mose, 2.17
- ²³ Wesel (1997), S. 18
- ²⁴ ebenda
- ²⁵ Kennedy et al. (2004), S. 34 ff.
- ²⁶ Menger (1970), S. 3
- ²⁷ Höltz weist speziell Schurtz nach, dass ihm keine befriedigende Erklärung der Verbindung von Binnengeld, d.h. gebrauchswertfreiem Zeichengeld und Außengeld, d.h. gebrauchswerthaltigem Nutzgeld gelingt. Doch auch Menger gibt keine befriedigende Antwort, woher das Wertsymbol Münze seine Kaufkraft generiert, vgl. Höltz (1984), S. 236.
- ²⁸ Sommerfeld (1994), S. 11
- ²⁹ „Das Herkunftsland des Zinns war in der Antike von einem Hauch des Mysteriösen umgeben. ... Die Legendenbildung um das Zinnland wird erst dann verständlich, wenn man sich die damalige Schlüsselbedeutung des Zinns vor Augen führt. ... Im ganzen war Zinn daher begehrt als Gold.“ Mühlendorfer et al. (2001), S. 9.
Ebenda S. 11-12 ist auch zu lesen „Strabo überliefert z.B., ein karthagischer Kapitän habe sein Schiff lieber an die Klippen gesteuert, als daß er einem römischen Schiff, das ihm gefolgt war, den Weg zu den Zinninseln offenbart hätte.“
- ³⁰ Hänsel, Bernhard: Gaben an die Götter – Schätze der Bronzezeit Europas – eine Einführung. In: Hänsel et al. (1997), S. 13
- ³¹ Schurtz (1898), S. 7
- ³² Titel eines Ausstellungskataloges, siehe Hänsel et al. (1997)
- ³³ Sommerfeld (1994), S. 15
- ³⁴ Howgego (2000), S. 1
- ³⁵ Kluge (2001), S. 419
- ³⁶ Kostenzer (1976), S. 27 ff.
- ³⁷ vgl. Kalcyk (1982), S. 159 ff., sowie: Ludwig et al. (1988), S. 55 ff.
- ³⁸ Schurtz (1898), S. 30
- ³⁹ vgl. u.a. Friedensburg (1953), S. 39
- ⁴⁰ Wesel (1997), S. 82 (Randziffer 68)
- ⁴¹ Friedensburg (1953), S. 39
- ⁴² Busch et al. (1999), S. 51
- ⁴³ Bao-Seing (1939), S. 268
- ⁴⁴ Howgego (2000), S. 3
- ⁴⁵ Schurtz (1898), S. 79

-
- ⁴⁶ Einzig (1966), S. 181; Einzig beruft sich dabei auf M. Dobrizhofers „Geschichte der Abiponer“ von 1783 (Wien).
- ⁴⁷ Gerloff (1947), S. 124-135, sowie: Kimpel (o.J.), S. 19
- ⁴⁸ Einzig (1966), S. 151-158
- ⁴⁹ ebenda, S. 132-136
- ⁵⁰ ebenda: Kpelle in Guinea Bay: S. 149; Alu Island bei Sumatra: S. 89; Neu Guinea: S. 77-81
- ⁵¹ ebenda, S. 183
- ⁵² ebenda, S. 275, siehe auch Aumann (o.J.; um 1965), S. 65, sowie Bao-Seing (1939), S. 246 und S. 270
- ⁵³ Einzig (1966), Sema Nagga: S. 104, Siam: S. 93-94. Siehe auch: Dopsch (1930), S. 44
- ⁵⁴ Einzig (1966), S. 113-114
- ⁵⁵ ebenda, S. 113
- ⁵⁶ ebenda, S. 114
- ⁵⁷ ebenda
- ⁵⁸ ebenda
- ⁵⁹ ebenda, S. 110-112
- ⁶⁰ Knapp (1921), S. 1
- ⁶¹ Menger (1970), S. 27
- ⁶² Howgego (2000), S. 3
- ⁶³ ebenda, S. 4
- ⁶⁴ ebenda, S. 128; vgl. auch Mommsen (1860), S. XII-XIII: „Ueberhaupt zeigt es die Erfahrung, daß in Secundärmetallen Großgeld nur nach dem Prinzip der Creditmünze sich abbringen läßt und darum jede solche Prägung bis zu einem gewissen Grade eine Staatsanleihe in sich schließt; wir können es für Rom und Athen nachweisen und dürfen es für einen großen Theil der alten Goldprägung als wahrscheinlich voraussetzen, daß man dazu im Alterthum in den Fällen schritt, wo die modernen Staaten Papier mit Zwangscurs in Umlauf setzten. – *Werthmünze ist also eine vom Staat ausgezeichnete und quantitirte Waare, Creditmünze ein vom Staat geschaffenes Werthzeichen.*“ [Hervorhebung durch die Autorin]
- ⁶⁵ Gerloff (1947), S. 23
- ⁶⁶ Wicksell (1898), S. 26
- ⁶⁷ vgl. Riese (2001)
- ⁶⁸ Dopsch (1930), S. IX
- ⁶⁹ Gerloff berichtet vom Zerstören der Mokkotrommeln auf Alor (Gerloff, 1947, S. 37), Einzig vom Verbieten der Feinen Matten auf Samoa als Zahlungsmittel (Einzig, 1966, S. 31).
- ⁷⁰ Höltz (1984), S. 99 ff. sowie Altenmüller, Hartwig: Markt. In: Lexikon der Ägyptologie. 1980, Bd. 3, S. 1191 ff.
- ⁷¹ Howgego (2000), S. 39
- ⁷² „Wegen der im Laufe des 2. Jh. stärker werdenden finanziellen Probleme vieler Städte setzte die Regierung daher immer häufiger Beauftragte ein, die in den einzelnen Kommunen oder ganzen Regionen nach dem Rechten sahen.“ (Drexhage et al. (2002), S. 36) Erfolg hatten die Kontrollen und Ordnungsmaßnahmen kaum. Die Ohnmacht der römischen Kaiser wird im 3. Jahrhundert immer offensichtlicher. Das belegen die so absurden, wie zwecklosen Steuererlasse Kaiser Elagabals (Kaiser von 218-222) (Mommsen (1860), S. 827) ebenso, wie die gut gemeinten und trotzdem wirkungslosen Preisedikte Kaiser Diocletians (Kaiser von 284-306) (Mommsen (1860), S. 830, siehe auch Raith (1982), S. 126, sowie Howgego (2000), S. 13 und S. 153).
- ⁷³ Muthesius, Volkmar: Die Moral des Geldes. In: Zeitschrift für das gesamte Kreditwesen (1948, Heft 1) S. 1
- ⁷⁴ vgl. Schmölders (1947)
- ⁷⁵ Moser (1997), S. 189
- ⁷⁶ vgl. Bao-Seing (1941), S. 179 sowie Wesel (1997), S. 87
- ⁷⁷ Pannwitz (1999), S. 30
- ⁷⁸ Le Goff (1993), S. 12
- ⁷⁹ Berühmt ist Smiths Aussage: "Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers oder Bäckers erwarten wir unsere Mahlzeit, sondern von ihrer Bedachtnahme auf ihr eigenes Interesse. Wir wenden uns nicht an ihre Humanität, sondern an ihre Eigenliebe, und sprechen ihnen nie von unseren Bedürfnissen, sondern von ihren Vorteilen." (Smith (1923), 1. Bd.:18-19), womit er eine an sich ideale Marktwirtschaft beschreibt, in der beide Handelspartner einen Vorteil aus dem Geschäft ziehen. Smiths Forderung, den Egoismus der anderen Wirtschaftsteilnehmer als positives Element zu akzeptieren, ist oft als Grundsatz kapitalistischer Wirtschaft aufgefasst worden. D.h. es wurde unterstellt, dass im Kapitalismus alle Geschäfte zum gegenseitigen Vorteil gereichen. Das dem nicht so ist, sondern das es einen Unterschied zwischen der von Smith befürworteten freien Marktwirtschaft und unserer kapitalistischen Wirtschaft gibt, wird im Kapitel 8.4 dargelegt.
- ⁸⁰ Hunold (2004), S. 17; Le Goff (1993), S. 30; Einert (1839), S.3
- ⁸¹ Wesel (1997), S. 87
- ⁸² ebenda, S. 91
- ⁸³ Drexhage et al. (2002), S. 41
- ⁸⁴ Le Goff (1993), S. 94
- ⁸⁵ Letztlich manifestiert sich hier das dialektische Prinzip der Entwicklung durch Negation der Negation, dass aus dem Versuch einer Verhinderung, am Ende das Hindernis selbst, also das verhindernde Element, beseitigt wird.
- ⁸⁶ Pannwitz (1999), S. 39
- ⁸⁷ Moser (1997)
- ⁸⁸ ebenda, S. 189
- ⁸⁹ ebenda, S. 208/209

⁹⁰ Urkunde aus dem Stadtarchiv Trier, Siedlungsprivileg für einen Lombarden vom 29.11.1262, zitiert nach der ausgestellten Übersetzung im Rahmen der Ausstellung „Damals in Europa“ die im Sommer 2001 in der Berliner Humboldt-Universität gezeigt worden war.

⁹¹ ebenda

⁹² Europäische Bankengeschichte (1993), S. 76/77; Jäger (1879), S. 29

⁹³ Zarlenga (1999), S. 138

⁹⁴ De Roover (1968), S. 78

⁹⁵ Einert (1839), S. X-XI

⁹⁶ Zarlenga (1999), S. 124

⁹⁷ Pannwitz (1999), S. 45

⁹⁸ Europäische Bankengeschichte (1993), S. 107

⁹⁹ ebenda

¹⁰⁰ Wicksell (1898), S. VII

¹⁰¹ Weber (1981), S. 4

¹⁰² Einert (1839), S. 17/18

¹⁰³ Mephistopheles in Goethe: Faust II., Kaiserliche Pfalz, Saal des Thrones

¹⁰⁴ Einert (1839), S. 51

¹⁰⁵ ebenda, S. 60

¹⁰⁶ Europäische Bankengeschichte (1993), S. 115

¹⁰⁷ Nach Heinsohn et al. (1996), S. 108 begann die sogenannte kleine Eiszeit 1303, nach Roseneck et al. (2001), S. 53 um 1320.

¹⁰⁸ Nach Ludwig et al. (1988), S. 74 f. setzt der Rückgang der europäischen Silberproduktion um 1330/40 ein. Roseneck et al. (2001), S. 54 stellt fest, dass am Rammelsberg bei Goslar zwischen 1360 und 1470 fast gar kein Kupfer gefördert wurde. Czaya (1990), S. 79 sieht den Rückgang auch ab ca. 1360.

¹⁰⁹ Ludwig et al. (1988), S. 74 f.

¹¹⁰ vgl. Walker (1999). Walker meint in den Brakteaten eine Bestätigung der Theorien Silvio Gesells zu finden und benutzt die Geschichte dazu, einen Zusammenhang zwischen der mittelalterlichen Wirtschaftsbüüte und dem durch Münzverrufung im Umlauf gehaltenen Geld dahingehend zu konstruieren, dass die Umlaufsicherung des Geldes Auslöser der Wirtschaftsbüüte war. Es ist durchaus möglich, dass die als Nebeneffekt der Geldabschöpfung durch Schlagschatz erzeugte Umlaufsicherung die Wirtschaft durch Begrenzung der Geldhortung stabilisierte hat, hierin ein auslösendes Moment des wirtschaftlichen Aufschwungs zu sehen, heißt jedoch die Geschichte gegen den Strich zu büürsten, siehe Textkasten „Brakteaten...“.

¹¹¹ Roseneck et al. (2001), S. 40/41 und S. 92. Goslar wird bereits 922 gegründet, nachdem dort um 900 die Kupfer-, Blei- und Silberverhüttung beginnt.

¹¹² Skopp (1990), S. 27: „Als weitere langfristige Verschuldungsalternative bei guter Kreditwürdigkeit werden Leibrenten und Tontinen genannt. Unter Leibrenten sind hierbei Gelder zu verstehen, welche dem Staat über eine gewisse Laufzeit zur Verfügung gestellt werden und erst am Ende dieser verzinst zurückbezahlt werden. Das Verfahren bei Tontinen ist ähnlich, nur dass im Todesfall der Auszahlungsanspruch auf die Erben übergeht. Falls diese nicht vorhanden sind, fällt dem Staat der Anspruch zu.“

¹¹³ Europäische Bankengeschichte (1993), S. 117/118

¹¹⁴ ebenda, S. 119/120

¹¹⁵ vgl. Zarlenga (1999), S. 154: Nach der Vernichtung der spanischen Armada durch die Engländer im Jahre 1588 versetzte die Eroberung von 22 von 30 spanischen Silberschiffen durch den Holländer Piet Hein dem spanischen Kredit einen vernichtenden Schlag.

¹¹⁶ Die Produktion sank ab 1630, vgl. Keynes (1932), S. 420.

¹¹⁷ Funk (1868), S. 67

¹¹⁸ vgl. Heinsohn et al. (1996)

¹¹⁹ Bouniatian (1908), S. 5

¹²⁰ Bowman (1938), S. 13

¹²¹ ebenda, S. 13

¹²² ebenda, S. 14

¹²³ Bouniatian (1908), S. 6

¹²⁴ siehe Bouniatian (1908), S. 6; nach Bowman (1938), S. 16 „nur“ 15-20%

¹²⁵ Sparzinsen auf Golddepots förderten den Umtausch von Bargeld in Depotscheine durch die Kaufleute, weshalb mehr Gold in die Kassen der Goldschmiedebankiers floss, so dass diese größere Kredite an den Adel ausgeben konnten.

¹²⁶ Bowman (1938), S. 30

¹²⁷ ebenda, S. 26

¹²⁸ Bei der 1656 gegründeten schwedischen Bank handelte es sich um eine Art Goldschmiedebank auf Basis von Kupferdepots. Doch anders als jene verließ sie ihre Kupferdepots nicht in Münzform an die Krone, sondern erteilte ab 1661 Kredite an Private durch Emission von Kupferdepotscheinen. Sie nutzte damit vergleichbar den Londoner Goldschmiedebankiers die Einlagen ihrer Kunden zur Ausleihung an andere. Dass die schwedische Bank ihre Kredite nicht in Münzen, sondern in Depotscheinen erteilte, lag am Verschwinden der Silbermünzen in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Diese waren wohl auch wegen der von der Bank ausgegebenen bequemen Kupferdepotscheine aus dem Umlauf verdrängt worden, weshalb in Schweden nur noch schwere Kupfermünzen zirkulierten. Da eine 10-Taler Kupfermünze 19,7 kg wog, wurde ein Kredit lieber in Kupferdepotnoten als in Kupfermünzen entgegen genommen, zumal die Depotscheine inzwischen allgemein als Zahlungsmittel akzeptiert waren.

Wegen eines Kupferabflusses ins Ausland kam es 1663 zu einem Run auf die Bank. Da die unzureichende Kupferdeckung der Scheine, anders als in England 1667, keiner Folge von Kreditvergabe an den Staat, sondern an Private war, konnte die Bank ihre Kupferdepotscheine nicht gegen Schatzwechsel tauschen. Deshalb wurde sie 1664 wegen Zahlungsunfähigkeit geschlossen, vgl. Europäische Bankengeschichte (1993), S. 136/137

Die schwedische Banknote, die, wie ihre später geborene englische Schwester, als Depotschein auftrat, basierte auch gedanklich auf einem Depot, während sich die englische Note auf Schatzwechsel gründete. Die schwedische Bank brachte, genau wie die Londoner Goldschmiedebankiers, die ungenutzten Depots ihrer Einleger durch Kreditvergabe in Umlauf, wobei nur wegen der Unhandlichkeit der Kupfermünzen Depotscheine verwendet wurden. Anders als die spätere englische Banknote hatte sie ihren Ursprung im Depotschein und nicht, wie jene im Schuldschein. Genau hierin liegt die Ursache des Scheiterns der schwedischen wie des Erfolgs der englischen Bank begründet.

¹²⁹ Bowman (1938), S. 10

¹³⁰ Geldvermehrung erfolgte oft durch Münzverschlechterung (meist im Zuge von Kriegsfinanzierung) oder nach der Entdeckung neuer Erquellen. So erlebte ganz Europa infolge der Ausbeutung der mexikanischen Silberminen eine Teuerung. Die dadurch zustande kommenden Verschiebungen im Preisgefüge trafen stets die Ärmsten am härtesten. Hungersnöte und Aufstände waren die Folge.

¹³¹ So kam es in Mitteleuropa durch Versiegen der Silberadern ab Anfang des 14. Jahrhundert zu einem starken Rückgang der Münzproduktion und in der Folge wegen Erschwerung des Handels zu Produktions- und schließlich zu Bevölkerungsrückgang.

¹³² Frei zitiert nach Braun (1994), S. 15. Korrekt heißt es dort: „Demnach lässt sich das widernatürliche Streben nach monetärem Gewinn mit der Formel G-W-G' oder gar mit G-G' umschreiben.“

¹³³ Anonym (1797), S. 37/38; Bouniatian (1908), S. 125

¹³⁴ Wendt (1948), S. 12; Bouniatian (1908), S. 187; Anonym (1797), S. 77

¹³⁵ Wendt (1948), S. 12

¹³⁶ ebenda, S. 1

¹³⁷ Bouniatian (1908), S. 74

¹³⁸ Herr Sheridan war vermutlich Abgeordneter im englischen Unterhaus.

¹³⁹ Anonym (1797), S. 104

¹⁴⁰ Börsen kannte man seit etwa 1250 und doppelte Buchführung seit etwa 1500.

¹⁴¹ Europäische Bankengeschichte (1993), S. 167 ff., Oelßner (1952), S. 183 ff.

¹⁴² Oelßner (1952), S. 184

¹⁴³ Rittershausen (1962), S. 20

¹⁴⁴ Europäische Bankengeschichte (1993), S. 143 ff., Oelßner (1952), S. 177 ff.

¹⁴⁵ vgl. u.a. Gleeson (1999) und Oelßner (1952), S. 184 ff.

¹⁴⁶ Wendt (1948), S. 6

¹⁴⁷ ebenda, S. 12; vgl. auch Bouniatian (1908), S. 187

¹⁴⁸ Skopp (1990), u.a. S.172: „Betrachtet man die fürstliche Finanzpolitik in Kurbayern, so ist festzustellen, daß durch die Steuern und Abgaben nicht nur die erwirtschafteten Erträge der Untertanen der Besteuerung zum Opfer fielen, sondern auch deren Vermögenssubstanz durch die doppelte Abgabenverpflichtung an Fürst und Stände geschmälert wurde. Beweis hierfür ist die zunehmende private Verschuldung der ländlichen Bevölkerung.“

¹⁴⁹ Häusler, Karl, in: Pohl et al. (1998), S. 44.

¹⁵⁰ Von den Feldzügen Alexander des Großen und Caesars bis zu den beiden Weltkriege wurden viele Kriege in der Hoffnung geführt, sich durch Kriegsgewinne entschulden zu können, vgl. u.a. Skopp (1990).

¹⁵¹ Rist (1947), S. 9

¹⁵² Franklin (1983), S. 184: „Die Regierenden haben meist viel zu tun und machen sich im allgemeinen nicht gern die Mühe, neue Projekte zu überlegen und zu verwirklichen. Die besten öffentlichen Maßnahmen werden daher selten aus vorheriger Weisheit angenommen, sondern von der Situation aufgezwungen.“

¹⁵³ 1494 erscheint das erste Tractat über die doppelte Buchführung von Luca Pacioli, das bald weite Verbreitung findet.

¹⁵⁴ Keynes (1932), S. 3

¹⁵⁵ Bowman (1938), S. 7

¹⁵⁶ In der Bilanz einer Zentralbank bilden Banknoten ein Passivum, da sie die Verpflichtung zur Goldeinlösung enthalten. In einer Geschäftsbankbilanz erscheinen Banknoten hingegen auf der Aktivseite, da sie eine Forderung gegen die Zentralbank darstellen. Was für die Geschäftsbank Banknoten sind, ist vereinfacht gesprochen für die Zentralbank Gold, auch wenn bekanntlich nicht alle Banknoten durch Gold gedeckt sind. Doch bis zum Ende des Goldstandards ließen sich Banknoten und Gold als zwei Arten von Bargeld auffassen, siehe Kapitel 6.11.

¹⁵⁷ Die Begriffe Kreditbank und Kreditinstitut sind insofern missverständlich, als schon vor Entstehung der Bank von England durch Banken Kredite vergeben wurden. Sie ist auch nicht die erste, die Kredite durch Geldschöpfung vergibt. Wenn man bei der Bank von England trotzdem vom ersten Kreditinstitut spricht, dann weil sie die Geldschöpfung durch Wechsel, die bereits die Wechselbanken beherrschten und die Geldschöpfung durch „Golddepotschein“ die die Goldschmiedebankiers entwickelt hatten (indem sie neben den tatsächlich durch Gold gedeckten Einlagequittungen auch nichtgedeckte Pseudoquittungen, also ungedecktes Papiergeld in Umlauf brachten), zu einem System vereinten. Sie waren die erste Bank, die mit dem Aktiva (dem Wechsel) zugleich das Passiva (die Note, den Abkömmling des Golddepotscheins) schuf. Sie schuf erstmals mit dem Schuldschein zugleich sein Einlösemittel.

¹⁵⁸ Niebuhr (1848), S. 17

¹⁵⁹ Rittershausen (1962), S. 11/12

¹⁶⁰ Natürlich ist ein geringer Investitionsbedarf zur Einrichtung des Geschäftslokals notwendig. Das könnte theoretisch jedoch ein bescheidener Laden sein, der mit nichts als einer Schreibmaschine und einem Tresor ausgestattet ist. Eine solche Bank gibt es noch in Gammesfeld (siehe Internet). Doch der dortige Banker Fritz Vogt ist in der heutigen Bankwelt ein Unikum. Eine Bank, deren Geschäftsräume nicht Reichtum ausstrahlen, gilt als unseriös und kaum kreditfähig. Dabei hat der ausgestellte Prunk nichts mit der Kreditwürdigkeit zu tun. Er ist Ausdruck ausgegebenen Geldes, nicht mehr und nicht weniger. Diese Kosten stehen als Stammkapital (rechts) und Anlagevermögen (links) in der Bankbilanz, doch sagen sie nichts über die Seriosität oder Zahlungsfähigkeit aus.

¹⁶¹ Wendt (1948), S. 13

¹⁶² Knapp (1921), S. 129-130

¹⁶³ vgl. Rittershausen (1962), S. 11 ff.

-
- ¹⁶⁴ Föhl (1937) beruft sich zum Legitimieren der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik auch auf Keynes.
- ¹⁶⁵ zitiert nach Friedman (1992), S. 117: Aus einer Wahlrede der Demokratischen Partei 1896.
- ¹⁶⁶ Anonym (1797), S. 38
- ¹⁶⁷ ebenda
- ¹⁶⁸ ebenda, S. 67: „Wenn auch die Zeitumstände die Sache notwendig gemacht haben, so billige ich doch die Art nicht, in welcher sie in Ausübung gebracht ist. Wenn die Maßregel, der dringenden Lage des Landes und der allgemeinen Sicherheit wegen auch unumgänglich notwendig gewesen: so würde doch immer eine Parlaments-Acte das zweckmäßigste Mittel, diesen Endzweck zu erreichen gewesen sein.“
- ¹⁶⁹ Anonym (1797), S. 67
- ¹⁷⁰ ebenda, S. 114
- ¹⁷¹ Brief Dr. Friedrich Bendixens (Bankdirektor) an Prof. Georg Friedrich Knapp (Ökonom und Jurist) vom 24.6.1908. In: Knapp; Bendixen (1958), S. 97
- ¹⁷² Bendixen an Knapp am 10.12.1906. In: Knapp; Bendixen (1958), S. 58
- ¹⁷³ siehe u.a. Bouniatian (1908); Oelßner (1952); Wicksell (1898)
- ¹⁷⁴ Schmitt et al. (1989), S.72 ff.
- ¹⁷⁵ Wendt (1948), S. 48/49
- ¹⁷⁶ Richebächer (1980), S. 38
- ¹⁷⁷ McLeod Easton (2005), S. 389: „Weil der von der Inflation verursachte Schaden ein in Kauf genommener Bestandteil dieser Politik war – er sollte nämlich als Beweis für die Unmöglichkeit dienen, so gewaltige Reparationen zu bezahlen – und weil es politisch nicht machbar war, die Steuern zu erhöhen und den Haushalt auszugleichen, kam die Regierung ihren Verpflichtungen – widerwillig und schleppend – nach, indem sie ausländische Investoren ins Land holte, Geld druckte und die deutschen Goldreserven auflöste, was alles dazu beitrug, die bereits erhebliche Geldentwertung der Nachkriegszeit zu forcieren.“
- ¹⁷⁸ Knapp (1921), S. 280
- ¹⁷⁹ vgl. Rittershausen (1962), S. 18ff.
- ¹⁸⁰ Bendixen: Fünf Jahre Geldtheorie (1911), S. 10. In: Bendixen (1920), S. 5-11
- ¹⁸¹ Bendixen an Knapp am 5.10.1906. In: Knapp; Bendixen (1958), S. 43
- ¹⁸² Die Begriffe Kurantmünze und Wertmünze sind irreführend, da sie suggerieren der Wert dieser Münze ergäbe sich aus ihrem Edelmetallgehalt. Doch ihr Wert ergibt sich, wie bei der sogenannten Scheidemünze (ein ebenfalls mehrdeutiger und irreführender Begriff), aus ihrer Kaufkraft, die das Produkt von staatlicher Proklamation sowie von Marktkräften ist; siehe hierzu Knapp (1921).
- ¹⁸³ Vogtmann (2000), S. 85
- ¹⁸⁴ Rittershausen (1962), S. 17
- ¹⁸⁵ Hartmann (2000), S. 9
- ¹⁸⁶ Mayer, Martin: The Bankers: The Next Generation. S. 129. Dee Hock war 1968 im Vorstand von Visa. Er wird hier nach Lietaer (1999), S. 141 zitiert.
- ¹⁸⁷ Hartmann (2000), S. 95
- ¹⁸⁸ Insoweit die Zentralbank gegenüber Konzernen oder dem Ausland als Geschäftsbank tätig wird, besitzt auch sie das Recht zur Geldschöpfung. Doch ist ihre Geschäftsbanktätigkeit genau begrenzt, um eine unkontrollierte Geldschöpfung zu vermeiden. Wenn von Zentralbank gesprochen wird, so nur von der Zentralbank in ihrer Rolle als Zentralbank.
- ¹⁸⁹ Als Josef Ackermann als Angeklagter auf dem Weg in den Gerichtssaal eine Hand zum Victory-Zeichen hob, machte er deutlich, dass ihm, dem mächtigen Banker, kein Gericht etwas anhaben kann.
- ¹⁹⁰ Sie können Krisen auslösen, sie aber nicht auflösen, d.h. beenden. Dies ist spätestens mit der Krise von 2007 klar geworden. Aus Macht wurde Ohnmacht.
- ¹⁹¹ Internet: FAZnet:Text:pwe./F.A.Z.,29.04.2006,Nr.100/Seite12
- ¹⁹² Aufsatz: „Geldwert und Goldwährung“ (1910) S. 33; In: Bendixen (1920), S.33-38
- ¹⁹³ Brand, Jürgen: Die Assignaten oder: der revolutionäre Bankrott. In: Lingelbach (2000), S. 41
- ¹⁹⁴ Nach Wesel (1997), S. 342 kehrt das Vertragsrecht im 12. Jahrhundert (also zur Zeit der Städtegründung infolge des Entstehens der Märkte im Zuge der Ausweitung des Geldhandels) nach Europa zurück.
- ¹⁹⁵ Sonnenfels (1805), S. 381. Die Erstausgabe dieses Buches erfolgte spätestens 1776.
- ¹⁹⁶ Czaya (1990), S. 48